

**Zeitschrift:** Museum Helveticum : schweizerische Zeitschrift für klassische Altertumswissenschaft = Revue suisse pour l'étude de l'antiquité classique = Rivista svizzera di filologia classica

**Herausgeber:** Schweizerische Vereinigung für Altertumswissenschaft

**Band:** 57 (2000)

**Heft:** 4

**Buchbesprechung:** Buchbesprechungen = Comptes rendus

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 13.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Buchbesprechungen – Comptes rendus

**Ilja Leonard Pfeijffer: Three Aeginetan Odes of Pindar.** A Commentary on Nemean V, Nemean III, Pythian VIII. *Mnemosyne Suppl.* 197. Brill, Leiden 1999. XII, 721 S.

Ausführliche Kommentare zu pindarischen Oden erscheinen begreiflicherweise nicht gerade häufig. Um so grösser ist die Erwartung an den vorliegenden Band, in welchem der Verf. keine Mühe scheut, den drei behandelten Oden sowohl als dichterischer Einheit als auch in der Einzelerklärung gerecht zu werden. Im ersten Teil der Einleitung (S. 1–21) macht Pf(eijffer) methodische Überlegungen zur wiederholt diskutierten Frage nach der Einheit einer Ode sowie zu ihrer Bedeutung als Gelegenheitsgedicht. Hier wird man wenig finden, dem zu widersprechen wäre. Die Behauptung freilich, *Ne.* 3,17–18 sei ein Hinweis, dass der Sieger den Kampf schwer verletzt verlassen habe (S. 20 und 276–278), muss als Warnung dafür gelten, wie weit der Verf. seine Interpretation zu treiben bereit ist, um eine vermeintliche Anspielung aufzudecken. Der zweite Teil (S. 22–54) mustert bekannte Elemente von Pindars Stil, ohne viel Neues zu Tage zu fördern. Hingegen zieht der Leser Gewinn aus der Behandlung des Textes, wo Wort für Wort reiches Belegmaterial ausgebreitet wird. Ebenfalls schätzt man den Einbezug und die Diskussion der Realien, so z.B. beim Heiligtum von Zeus Hellenios auf Aigina (S. 113–14 zu *Ne.* 5,10–11). Die eigentliche Exegese reizt nicht selten zum Widerspruch, wie etwa bei der Gestaltung des Textes zu *Ne.* 5,6. Da werden, um Dreykorns unnötige Konjektur τερείνας zu verteidigen, die Scholien zur Stelle herangezogen, gleichzeitig aber beiseite geschoben, wo sie deutlich gegen eine Auslegung von ματέος als Dat. Sg. sprechen. Oft vermag die allgemeine Auslegung nicht zu überzeugen, folgt sie doch einem starken Drang (wie einst August Boeckh), die Gedichte als mythologische und historische Allegorien auszulegen; so sieht Pf. z.B. *Ne.* 5,14–18 in der Anspielung auf den Mord an Phokos eine Andeutung auf das Komplott, welches der aiginetische Verbannte Nikodemos schmiedete (vgl. Herodot 6,88–91). Trotz der deutlichen Schwächen wird man den Band immer wieder konsultieren, nicht bloss in der Auseinandersetzung mit den drei aeginetischen Oden, sondern auch wegen des reichlich gesammelten Parallelenmaterials und der Hinweise auf einschlägige Sekundärliteratur. Diese ist durch eine ausführliche Bibliographie erschlossen, hingegen fehlt ein Stellenindex. Das Buch, welches von Druckfehlern und kleineren Versehen wimmelt, verrät hastige Redaktion; man hätte ihm einen längeren Reifungsprozess gegönnt. B. K. Braswell

**Ilja Leonard Pfeijffer: First Person Futures in Pindar.** *Hermes Einzelschriften* 81. Steiner, Stuttgart 1999. 105 S.

Seit Elroy Bundy (1962) seine radikale These formulierte, dass in Pindar keine futurische Verbform der ersten Person Indikativ auf einen Moment später als den Anlass der Ode selbst hinweise, haben Kritiker mehrheitlich das sogenannte enkomastiatische oder performative Futurum herangezogen, um angebliche Versprechungen und Absichtserklärungen des Dichters als rhetorische Strategie zu deuten. In der vorliegenden Monographie untersucht Pf(eijffer) sämtliche pindarischen Beispiele von Fut. 1. Pers. Ind. sowie mehrere des kurzvokaligen Konjunktivs und zieht den entgegengesetzten Schluss, es gäbe kein enkomastiastisches Futurum. Seine These ist jedoch nicht so radikal, wie sie zuerst erscheinen mag, da der Verf. einräumt, die Mehrheit der *Futura* 1. Pers. habe einen textimmanenten Bezug. Pf.s Hauptanliegen besteht also darin zu verneinen, dass ein Futurum je durch die blosse Aussage erfüllt wird, und zu beweisen, dass es *Futura* gibt, welche Bezug auf einen spezifischen Moment nach der Aufführung der Ode nehmen. Der Einwand gilt aber nur, wenn wir das Verb allein betrachten; da es normalerweise eine Aussage einleitet, die das Versprechen sofort erfüllt, entpuppt sich der Einwand als müssig. Interessanter sind dagegen die fünf Beispiele (S. 53–60), wo Pf. einen echten Bezug auf die Zukunft zu finden glaubt. Unter diesen bezieht sich m.E. allein *Ol.* 2,30–33 eindeutig auf einen spezifischen, wenn auch unbestimmten Moment in der Zukunft. Das Verdienst der Arbeit liegt in einer nuancierteren Betrachtungsweise des Futurums, welches Kritiker vermutlich weiterhin «en-

komiastisch» nennen werden. Gute Indizes erschliessen den Band, in welchem leider zu viele Druckfehler stehen geblieben sind.

B. K. Braswell

**Pascale Hummel: L'épithète pindarique.** Etude historique et philologique. Sapheneia 3. Lang, Bern 1999. 676 S.

Wie der Untertitel zeigt, vereinigt P. H(ummel) in ihrem Buch zwei sich ergänzende Aspekte des Epithetons, nämlich eine historische Übersicht über den Begriff von der Antike bis heute sowie eine philologische Untersuchung des pindarischen Epithetons im engeren Sinn. H.s Buch ist nicht nur eine wahre Fundgrube für den linguistisch Interessierten, sondern zeigt gerade im ersten Teil auf, wie ertragreich der Blick zurück auf die philologische Tradition ausfällt. Der hin und wieder polemisch gefärbte Ton gegenüber der modernen Forschung tut dabei der wissenschaftlichen Gründlichkeit keinen Abbruch. Die Begriffs- und Rezeptionsgeschichte (S. 19–249) belegt die ungebrochene Tradition philologischen Bemühens um das ‘Epitheton’, welches sich vom polysemischen zum – alsdann viel beschränkteren – grammatischen Terminus wandelt; gut gewählte Beispiele veranschaulichen, wie Generationen von Grammatikern und Philologen mit der Darstellung und Erklärung dieses dichterisch-rhetorischen Phänomens ringen. Eine ganze Reihe von alten und älteren Arbeiten wird dabei neu gewürdigt und ins rechte Licht gerückt. Der zweite Teil, der seinerseits durch die formalen und syntaktischen Aspekte des pindarischen Epithetons (S. 253–358) sowie die inhaltliche und poetische Rolle des Epithetons als Markenzeichen des pindarischen Stils (S. 359–506) binär konzipiert ist, enthält vor allem hilfreiche und aussagekräftige Konkordanzen, z.B. mit den anderen Corpora frühgriechischer Dichtung (S. 364–400), im Bereich der Wortfelder (S. 401–409) oder der Phraseologie (S. 456–480). Ein vollständiges Repertorium aller pindarischen Epitheta und eine reiche Bibliographie runden die Studie ab. Wie H. in ihrer Schlussfolgerung betont, möchte sie mehr zu einer Öffnung der philologischen Forschung beitragen als eine endgültige Behandlung zum pindarischen Epitheton vorlegen. Diese Absicht hat sie ohne Zweifel erreicht.

Orlando Poltera

**Mark Griffith: Sophocles, Antigone.** Cambridge Greek and Latin Classics. Cambridge University Press, Cambridge 1999. X, 366 S.

In der neuen Ausgabe der *Antigone* von Griffith (= G.) sind die Einleitung und der Kommentar das Wichtigste. Zwar bietet G. auch einen eigenen Text und diskutiert textkritische Fragen, aber das Schwergewicht liegt eindeutig anderswo. Ausführlich sind die metrischen Analysen der Chorlieder, in denen nicht nur die Quantität für jede Silbe angegeben, sondern häufig auch gezeigt wird, wie das Metrum zur «Stimmung» einer Aussage passt. Hilfreich sind auch kurze, präzise Analysen, die G. oft vor der Kommentierung einzelner Verse oder Abschnitte macht (z.B. 162–210: Kreon gibt seine Regierungsprinzipien bekannt, charakterisiert sich selber, verwendet Begriffe, die in Athen zur Zeit des Sophokles positiv verstanden wurden wie ἀρχαί, νόμοι, εὐθύναι, πόλις, dazu andere, die negativ tönen wie θρόνος, κράτη πάντα, die neunmalige Verwendung von ἐγώ, ἐμός usw.). Der Kommentar überzeugt in besonderer Weise dadurch, dass er hilft, auf die Wirkung von Ausdrücken und Formulierungen zu achten (z.B. S. 191f., wo G. aufzeigt, dass in den Versen 376–383 zugleich «amazement» [durch Fragen], «pity» sowie «unconcealed disapproval» [381 ἀπιστοῦσαν, 383 ἀφροσύνη] spürbar sind). Wertvoll ist auch die eingehende Diskussion so berühmter Passagen wie derjenigen von den «ungeschriebenen und sicheren Gesetzen» (454f.) im Hinblick auf ihre Funktion im Stück. Eine besondere Stärke zeigt G. im Verständnis für die Mehrschichtigkeit von Aussagen und Texten (z.B. in der Interpretation des 1. Stasimons, wo er eine ‘surface’ meaning des Chores, eine Interpretation aus der Sicht der Zuhörer und eine Deutung im Rahmen der ‘history of ideas’ bietet). Das Buch gipfelt in den Seiten 25–66, in denen G. eine klare Übersicht über viele Deutungen des Stückes gibt (die ästhetische, ethische, politische sowie jene, die die «Lehre» herausarbeiten, den Gegensatz von «Mann-Frau» betonen oder das Stück im Schema von «Gegensätzen» deuten). Die Stellungnahme des Autors jeder Interpretation gegenüber ist klar formuliert, auf den Text gestützt und durch den Kommentar gerechtfertigt.

Alois Kurmann

**Felix Budelmann: The Language of Sophocles. Communalty, Communication and Involvement.**

Cambridge University Press, Cambridge 2000. X, 297 S.

In seiner überarbeiteten Dissertation untersucht B., wie Sophokles auf der sprachlichen Ebene das Publikum bis in die Gegenwart faszinieren konnte. Zentral ist die Frage nach der Art der Kommunikation mit ihm («Throughout this book I will discuss how Sophoclean language communicates» S. 16); sein Blick richtet sich auf die Wirkung der gemachten Aussagen: Sophokles hält sein Publikum in ständiger Aufmerksamkeit durch gleichzeitiges Nebeneinander von Gewissheit und Unsicherheit über den weiteren Verlauf von Sätzen oder Handlungsabläufen. Im Vordergrund stehen Phänomene, die seiner Meinung nach auf unterschiedliche Zuschauer von der Antike bis in die Moderne gleichermaßen wirken: «The language of Sophocles gives spectators something to share, getting them all involved, each in his or her own way. This is what I have called communalty among the different» (S. 195). In Kap. I («Sentences», S. 19–60) zeigt er dies an syntaktischen Phänomenen wie Prolepse, unerwartetem Weitergang im Satz oder Zweideutigkeit, in Kap. II («Characters», S. 61–91) an der Ausdrucksweise von Handlungsfiguren speziell in Agon-Szenen, bei allgemeingültigen Aussagen und bei dramatischer Ironie, in Kap. III («Myth and Prophecy», S. 92–132) am Handlungsverlauf des *Ph.*, in Kap. IV («Gods», S. 133–195) an der Art, wie über Götter gesprochen wird, und in Kap. V («The Chorus», S. 195–272) an Aussagen des Chors von *OT*, *Aj.* und *El.* als derjenigen Personengruppe, mit der sich der Zuschauer besonders stark identifiziert. Alle zitierten Textpassagen sind auch ins Englische übersetzt, ein Stellenindex erleichtert den Zugang. Trotz des bisweilen etwas repetitiven Charakters schafft B. manch interessanten Einblick in die Technik sophokleischer Publikumsführung.

Marina Coray

**Piero Totaro: Le seconde parabasi di Aristofane.** Drama, Beiheft 9. Metzler, Stuttgart/Weimar 1999. XXVI, 219 S.

Der Verf. nimmt die monographische Behandlung der fünf in den metrischen Scholien verschieden gekennzeichneten sog. «Nebenparabasen», d.h. der in Struktur und Inhalt mehr oder weniger genau dem zweiten Teil der «vollständigen Parabase» entsprechenden chorischen Syzygien (nicht aber *Ekkl.* 1145–1162, s. dazu S. 7, 70f.), zum Anlass für in manchen Punkten über das im Titel genannte Thema weit hinausgreifende Untersuchungen zur Alten Komödie. Die «introduzione» (S. 3–25) informiert konzis über Forschungsgeschichte, Terminologie und Beobachtungen der antiken Metriker, formale Besonderheiten der Nebenparabasen in den erhaltenen Stücken, inhaltliche Verbindungen mit den entsprechenden Hauptparabasen, die Abgrenzung von ähnlichen *χορικά* und diskutiert umsichtig mögliche Zuweisungen von Fragmenten an Nebenparabasen. Die «commenti» (S. 29–195) bieten zu jeder der in der Reihenfolge *Ri.* 1264–1315, *Wo.* 1115–1130, *We.* 1265–1291, *Frie.* 1127–1190, *Vö.* 1058–1117 untersuchten Nebenparabasen einen eigenen Text mit Übersetzung, eine Übersicht über das Stück und seine Besonderheiten (z.B. zur 2. Bearbeitung der *Wolken* S. 63–66, zur [wohl zu Unrecht] abgelehnten Umstellung von *We.* 1265–1291 und 1450–1473 S. 83–85), eine «nota metrica» und einen Kommentar, in dem Probleme der Überlieferung und Konjekturen diskutiert, Wörter, Personen und Sachen erklärt und darüber hinaus im Anschluss an die Stellen, an denen sie in den besprochenen Texten begegnen, ausgewählte Themen in zusammenfassender Darstellung behandelt werden (z.B. die Institution der *χορταί*, die Programme der Feste und der Aufführungen im Theater, Biographien sonst unbekannter erwähnter Personen, bis in die Kaiserzeit verfolgte Wort- und Bedeutungsgeschichten). In zwei «appendici» (S. 179–207) werden I mit dem Antepirrhem *We.* 1284–1291 das Verhältnis des Ar. zu Kleon sowie II ausgehend von der Parabase der 2. *Wolken* das zu Eupolis erörtert. Drei Indizes erschliessen die behandelten Stellen, Personen und Sachen und griechischen Wörter. Im ganzen ein sorgfältig gearbeitetes, ertragreiches, sehr nützliches Buch. Thomas Gelzer

**Norbert Blössner: Dialogform und Argument. Studien zu Platons ‘Politeia’.** Akademie der Wissenschaften und der Literatur Mainz, Abhandlungen der geistes- und sozialwissenschaftlichen Klasse 1997,1. Steiner, Stuttgart 1997. 358 p.

Traduire un dialogue de Platon exige une longue fréquentation du texte grec ainsi qu'un modèle d'interprétation issu d'un questionnement que l'interprétation doit autant que possible valider.

Lorsque le texte en question est la *République* de Platon, dialogue réputé à juste titre comme le plus complexe du corpus platonicien, on mesure la difficulté de la tâche. Cette monographie se présente comme un bourgeon issu du travail de traduction des livres VIII et IX que l'a. a entrepris pour le compte de la nouvelle traduction commentée des œuvres de Platon sous la direction de E. Heitsch et C. W. Müller. A mi-chemin entre la monographie et le commentaire, l'a. veut réfuter la vue selon laquelle la *République* est un écrit dogmatique et s'attache à rendre toute la richesse et la polyphonie de la progression argumentative, en mettant en évidence la dynamique d'écriture contre une vue trop statique du dialogue platonicien. Le modèle de l'a. n'est pas très élaboré en ce qu'il est dérivé assez naturellement du bon sens philologique: toute proposition doit être interprétée une fois sa fonction et son contexte argumentatif rétablis. Mais il est vrai que le bon sens fait souvent défaut chez les interprètes, et il faut porter au crédit de l'a. d'appliquer avec rigueur son modèle minimalist, renforcé par une large connaissance des études sur ce dialogue comme en témoigne sa vaste bibliographie. On mentionnera particulièrement le dernier chapitre qui porte sur les stratégies argumentatives du dialogue platonicien et qui est le plus riche en perspectives dans le domaine de l'argumentation philosophique.

Francesco Gregorio

**Norbert Blössner: Musenrede und ‘geometrische Zahl’. Ein Beispiel platonischer Gestaltung (‘Politeia’ VIII, 545 c 8–547 a 7).** Akademie der Wissenschaften und der Literatur, Abhandlungen der geistes- und sozialwissenschaftlichen Klasse 1999,7. Steiner, Stuttgart 1999. 194 S.

Mit der schon in der Antike als ‘locus obscurus’ geltenden Musenrede hat sich der Autor kein leichtes Thema ausgesucht. Generationen von Interpreten haben sich immer wieder mit den unlösbaren Schwierigkeiten dieser Stelle konfrontiert und unzählbare ‘definitive Lösungen’ angeboten. Um den Kreis zu brechen, unternimmt es der Autor, alle in der Literatur allzu oft verschwiegenen Schwierigkeiten, Mehrdeutigkeiten und argumentativen Lücken des Textes zu erörtern, aus welchen dieser hermeneutische Wald erwachsen ist. Dabei erweist sich, dass die mathematische Aufgabe der ‘geometrischen Zahl’ nicht alle Daten für eine eindeutige Lösung liefert; dass die Rede offen lässt, wie ein solches Resultat in der Argumentation der Musen zu integrieren wäre; und schliesslich, dass diese mysteriöse Zahl gar nicht erklären könnte, was sie eigentlich erklären sollte. Es liegt deshalb nahe, die ganze Musenrede als sophistische, von Sokrates bewusst und offen inszenierte Scheinerklärung zu deuten, welche das wirkliche Problem geschickt umgeht und in welcher die mathematische Stelle als Ablenkungsmanöver dienen soll. Das Verdienst dieser Analyse besteht nicht nur in ihrer fast ausschöpfenden Tiefgründigkeit, sondern vor allem darin, dass sie die berühmte Stelle in ihren genauen Kontext innerhalb des Dialogs stellt und dadurch eine bestimmte Intention sowie eine ausgefeilte sophistische Strategie erblicken lässt. Damit erscheint die Musenrede schliesslich als ein Spiel von Sokrates mit Glaukon und von Platon mit dem Leser. Das Erstaunliche ist im nachhinein, dass so viele Autoren dieses Spiel mit grösstem Ernst mitgemacht haben. Somit ist einmal mehr meisterhaft die unausweichliche Wichtigkeit der Dialogform und -strategie für die platonische Interpretation exemplarisch bewiesen.

Pierre Vuilleumier

**Gerald Bechtle: The Anonymous Commentary on Plato’s «Parmenides».** Berner Reihe philosophischer Studien 22. Haupt, Bern/Stuttgart/Wien 1999. 285 S.

B. Peyron (1873), dann W. Kroll (1892) haben die 14 Seiten eines Kommentars zum Platonischen *Parmenides* erstmals herausgegeben. 1904 ist der Palimpsest mit der Turiner Bibliothek verbrannt. Der Lesetext von B. folgt der Ausgabe von P. Hadot (1968). B. gibt eine englische Übersetzung (mit Zusammenfassung), einen umfangreichen Kommentar (Platonisches Lemma, Inhalt, Sprache, Vorgeschichte des Textes). Dies, zusammen mit der systematischen Einordnung des Textes, soll zu einer neuen Datierung führen. Kurz vor B. hat bereits Linguiti (1995) eine kritische Ausgabe mit italienischer Übersetzung und materialreichen Anmerkungen publiziert. B. konnte diese Arbeit offenbar nicht benutzen. Hauptthema der bisherigen Interpretation war Datierung und Zuweisung des Textes. Da aussere Anhaltspunkte fehlen, müssen Rückschlüsse aus sprachlichen, terminologischen und inhaltlichen Indizien gezogen werden. B. setzt sich dabei hauptsächlich mit Hadot auseinander und sucht die These zu begründen, dass der Text nicht erst von Porphyry (Hadot) oder noch später (Kroll,

Linguiti), sondern im Gegenteil aus dem Mittelplatonismus und neupythagoreischem Umfeld stamme (95ff.). Der Text scheint z.B. terminologisch nur schwach fixiert zu sein. Inhaltlich stellt er, gegen Speusipp (fr. 1,20) und den Neuplatonismus, Gott an die erste Stelle (225). Jenes ist nach der schulischen Verfestigung kaum mehr denkbar, dieses, meint B., kaum mehr nach Plotin. Wenn dieser Parmenideskommentar tatsächlich vor Plotin anzusetzen ist, wäre er das «missing link» (75) zwischen Alter Akademie und Neuplatonismus, die metaphysische Interpretation des Parmenides wäre älter als Plotin. Plotin könnte dann eher als Klimax und Peripetie in einem Platonverständnis betrachtet werden denn als Neuanfang (132).

Erwin Sonderegger

**Serge Margel: Le concept de temps. Etude sur la détermination temporelle de l'être chez Aristote.**

Cahiers de philosophie ancienne 15. Ousia, Bruxelles 1999. 187 p.

Le livre traite la conception aristotélicienne du temps. Le texte de base pour la première moitié de la discussion – le rapport entre l'être et le temps, quelques questions de quantité et de mesure – est la *Métaphysique*, tandis que la *Physique* sous-tend la deuxième moitié, qui s'occupe de la nature du temps. Les textes sont bien connus. La nouveauté du livre dérive d'une hypothèse selon laquelle «le concept de temps ... déterminerait, paradoxalement, les conditions de possibilité d'une définition intemporelle de l'étant». L'auteur avoue qu'Aristote lui-même n'a jamais formulé telle hypothèse, qui se révèle pourtant au moyen de la juxtaposition de divers passages aristotéliciens. Il avoue aussi que l'hypothèse paraîtra étrange – «mais pour s'engager dans l'aporie du temps, ne faut-il pas tenter de penser l'impensable et rendre possible l'impossible?»

Si les prises de position philosophique de l'auteur sont souvent obscures et rarement persuasives, elles s'appuient sur une étude poussée des textes ainsi que sur une large connaissance de la littérature secondaire non-anglophone.

Jonathan Barnes

**Aristotelische Biologie. Intentionen, Methoden, Ergebnisse.** Akten des Symposions über Aristoteles' Biologie (24.–28. Juli 1995) in der Werner-Reimers-Stiftung in Bad Homburg. Hg. von Wolfgang Kullmann und Sabine Föllinger. Philosophie der Antike 6. Steiner, Stuttgart 1997. 444 S.

Es gehört zu den grossen Verdiensten Wolfgang Kullmanns, den lange Zeit vernachlässigten biologischen Schriften des Aristoteles wieder ihr verdientes Gewicht gegeben zu haben. Dass seine jahrzehntelange Beschäftigung mit den verschiedensten Aspekten der aristotelischen Naturwissenschaft nun in einem Symposium zu diesem Thema gewissermassen ihre Krönung gefunden hat, darf als schönes Zeichen dafür gelten, dass seine Bemühungen auf fruchtbaren Boden gefallen sind. Der Band vereinigt die Referate zahlreicher bekannter Aristoteles-Forscher und -Forscherinnen (M. Wilson, D. Charles, W. Kullmann, W. Detel, A. Gotthelf, R. Bolton, A. Code, M. L. Gill, J. G. Lennox, H. v. Staden, D. Depew, Ph. J. v. d. Eijk, A. Schmitt, A. Coles, V. Cessi, C. M. Oser-Grote, J. Althoff, J. Kollesch, S. Föllinger, G. Wöhrle, Ch. Hüinemörder), die hier nicht einzeln gewürdigt werden können. In ihnen kommen die verschiedensten Aspekte zur Geltung, nicht nur der zoologischen, sondern auch der zur Gesamtbeurteilung gehörenden botanischen Schriften: Abhandlungen zur Beweisführung und Begrifflichkeit, welche den Zusammenhang der biologischen Schriften mit dem ganzen aristotelischen Denken aufweisen (wobei die bewusste Konzentrierung auf die denkerische Leistung ab und zu die Überprüfung der biologischen Sachverhalte verdrängt, vgl. etwa expr. v. S. 87), und andere, die mehr die empirische Seite hervorheben (ein schönes Beispiel S. 375ff. über die Geschlechtsbestimmung der Bienen). Dass auch in einzelnen Sachfragen unterschiedliche Standpunkte zum Ausdruck kommen, etwa in der nicht un wesentlichen Datierung der *Historia animalium* (S. 55 und 397ff.), zeugt von der Komplexität der Materie. Hilfreich sind die umfassende Bibliographie und das ausführliche Stellenregister.

Alfred Stückelberger

**Pitea di Massalia: L'Oceano.** Introduzione, testo, traduzione e commento. A cura di Serena Bianchetti. Biblioteca di Studi Antichi 82. Istituti Editoriali e Poligrafici Internazionali, Pisa/Rom 1998. XI, 227 S., 6 Abb.

Das kühne Seefahrerunternehmen des Pytheas von Marseille erfreut sich in der wissenschaftsgeschichtlichen Literatur offensichtlich grosser Aufmerksamkeit: Abgesehen von der umfangreichen

Sekundärliteratur liegt mit der anzugebenden Publikation nach H. J. Mette (1952) und C. H. Roseman (1994) bereits die dritte Fragmentsammlung der vergangenen Jahrhunderthälfte vor. Die reich kommentierte, mit einer italienischen Übersetzung ausgestattete Sammlung unterscheidet sich von ihren Vorläufern konzeptionell darin, dass die Herausgeberin auf den Versuch Rosemans, Fragmente und Testimonien zu unterscheiden, wohlweislich verzichtet und die Fragmente – soweit dies möglich ist – thematisch, bei der Routenbeschreibung chronologisch anordnet. Dies hat freilich zur Folge, dass zusammengehörende Textstellen auseinandergerissen werden (bes. störend Strabo 1,4,2–4 = FF 8a, 7a, 18a). In ihrer ausführlichen Einleitung setzt sich S. Bianchetti eingehend mit der Frage der Datierung und im Zusammenhang damit mit der Frage einer Beziehung zu Plänen Alexanders d.Gr. auseinander: Ihr Datierungsansatz auf etwa 330 v.Chr. dürfte Zustimmung finden. Auch ihr Entwurf der Reiseroute – sie geht von einer einzigen, zusammenhängenden Reise aus – erscheint plausibel (S. 60f.) (schade, dass eine Kartenskizze mit dem Eintrag mindestens der einigermassen gesicherten Teile der Route fehlt; sie wäre hilfreicher gewesen als die beigegebenen Strabon-Karten). Für die Lokalisierung der sagenhaften Insel Thule – hier liegen Distanzangaben und gesicherte astronomische Beobachtungen vor, die sorgfältig ausgewertet werden – denkt sie an einen «fiordo norvegese», der – kommt man von Britannien her – durchaus als Insel erscheinen konnte (S. 63f./152). Ein kundiger Sachkommentar zu den einzelnen Textstellen (er überschneidet sich naturgemäss gelegentlich mit der Einleitung) bietet die notwendige Hilfe zum Verständnis besonders der geographischen und astronomischen Probleme.

Alfred Stückelberger

**Helmut Humbach/Susanne Ziegler: Ptolemy. Geography, Book 6. Middle East, Central and North Asia, China.** Part 1: Text and English/German Translations by Susanne Ziegler. Reichert, Wiesbaden 1998. 260 S.

Das anzugebende Buch ist Bestandteil eines grösseren Ptolemaios-Projektes. Der Mainzer Sprachwissenschaftler Helmut Humbach hatte bereits die 1971 erschienene Untersuchung von I. Ronca zu *Geogr.* 6,9–21 betreut; 1999 hat unter seinen Auspizien M. G. Schmidt eine Monographie zur Nebenüberlieferung der *Geographie* herausgegeben. Der hier vorliegenden Textausgabe des 6. Buches der *Geographie* von Susanne Ziegler soll noch ein Kommentarband mit Karten folgen, der in Vorbereitung ist. Die vorliegende Ausgabe verfügt über eine Einleitung mit einer weitgehend auf P. Schnabel basierenden Beschreibung der Handschriften, einen griechischen Text mit ausführlichem Apparat und über eine englische und eine deutsche Übersetzung. Ein besonderes Verdienst ist es, dass für die Konstituierung des Textes der erst 1930 entdeckte und demzufolge in den Ausgaben von Nobbe und Müller noch nicht berücksichtigte Codex Seragliensis graec. 57 dank Photographien, die Deissmann seinerzeit hergestellt hatte, herangezogen werden konnte. Nur ein kurzer Blick in den textkritischen Apparat zeigt – vor allem bei den Namen- und Koordinatenangaben –, wie unsicher die Überlieferungslage ist. Etwas irritierend ist im ersten Moment, dass die deutsche Übersetzung einzig den Codd. vA folgt und somit nicht mit dem abgedruckten griechischen Text und nicht mit der englischen Übersetzung übereinstimmt; dies mag die Zwiespältigkeit der Überlieferung veranschaulichen. Ein vollständiges Ortsregister zum ganzen 6. Buch hilft bei der Benützung. Jedenfalls ist mit dem Buch ein wesentlicher Beitrag zu einer längst fällig gewordenen neuen Gesamtausgabe der *Geographie* des Ptolemaios geleistet worden.

Alfred Stückelberger

**Apollodoros: ‘Against Neaira’ [D. 59].** Edited with introduction, translation and commentary by Konstantinos A. Kapparis. UaLG 53. De Gruyter, Berlin/New York 1999. 458 S.

Von den sieben Reden im demosthenischen Corpus, die heute gewöhnlich Demosthenes' politischem Gesinnungsgenossen Apollodoros zugeschrieben werden, hat die Rede gegen Neaira (D. 59) seit jeher am meisten Beachtung gefunden. Zwar ist der bösartige Angriff auf die langjährige Konkubine des Stephanos, eines politischen und persönlichen Gegners Apollodors, der mit dem Prozess eigentlich getroffen werden sollte, kaum dazu angetan, bei einem heutigen Leser Verständnis oder gar Sympathie für die Klägerseite zu wecken, doch kommt dem Text ein hoher Quellenwert für die Sozial- und Geschlechtergeschichte des klassischen Athen zu. Dass nur wenige Jahre nach Christopher

Careys Edition (Warminster 1992) eine weitere Ausgabe mit Einleitung, englischer Übersetzung und Kommentar vorgelegt wird, ist Ausdruck des wachsenden Interesses an dieser Thematik.

In seiner Einleitung (S. 1–80) erläutert Kapparis die rechtliche und soziale Stellung der Frauen im klassischen Athen, die Umstände des Prozesses gegen Neaira sowie Urheberschaft, Sprache, Stil und Überlieferung der Rede. Der von K. gebotene Text (mit Übersetzung, S. 82–165) beruht auf einer neuen Kollation der Handschriften und bezieht neuere Erkenntnisse bezüglich sprachlicher Sonderformen sowie des athenischen Rechtswesens mit ein, so dass an manchen Stellen Verbesserungen gegenüber Rennies Oxfordausgabe (der auch Carey bis auf wenige Abweichungen folgt) erzielt werden konnten. Den umfangreichsten Teil des Buches bildet der ausführliche Kommentar (S. 166–437), in dem sowohl stilistische, sprachliche und textkritische als auch historische Fragen diskutiert werden.

Jede weitere Beschäftigung mit Apollodor wird mit Gewinn an diese gelehrte und nützliche Arbeit anknüpfen können.  
Thomas Hidber

**Menander: Testimonia et Fragmenta apud scriptores servata.** Ediderunt R. Kassel et C. Austin.

Poetae Comici Graeci (PCG) VI 2. De Gruyter, Berlin/New York 1998. XXXI, 437 S.

Dieser zweite Teil-Band bringt (Praefatio VII), vermehrt um das, was seit Alfred Koertes Menander, pars II ('1959 postum hg. von A. Thierfelder) hinzugekommen ist, durchwegs neu bearbeitet und im Hinblick auf die weitere Arbeit am ganzen Menander bereitgestellt: die Testimonia und die Fragmente der Komödien, von denen keine grösseren Teile auf Papyrus erhalten sind. Diese sind dem ersten (vol. VI 1) vorbehalten, wobei Papyri auch hier nicht ganz ausgeschlossen sind (kurze, bestimmten Komödien zuweisbare Fragmente und «inc. fabularum frustula pap. minora» fr. 900–910). Stark vermehrt sind die Testimonia (170, gegenüber 61 Koe., darunter z.B. T 20 vollständig neu herausgegeben die Glycera betreffenden Briefe des Alkiphrion IV 2. 18. 19 und T 41. 42 die auf Pap. erhaltenen Kataloge der Komödien des Men.). Unter den mit Namen genannten Komödien (fr. 1–419) sind neu (gegen Koe.) Μηλία und Ἀχαιοὶ ἡ Πελοποννήσιοι sowie einige Alternativtitel (Θρασωνίδης zu *Misum.*, Κηδεία zu *Sam.*, Μισάνθωπος zu *Dysc.*). Mit den (wie schon bei Koe.) darin eingefügten Titeln der dem ersten Band (vol. VI 1) vorbehaltenen steht ein Katalog aller bekannten Komödien des Men. zur Verfügung. Die keiner Komödie zuweisbaren Fragmente (fr. 420–894) sind (anders als bei Koe.) konsequent nach der alphabetischen Folge ihrer Trägerautoren angeordnet; dazu zwei Spuria (fr. 1000–1001) und Menander II (saecc. V) (wohl nur ein Irrtum der Suda). In der Konkordanz Koerte/K.-A. (S. 433–435) sind auch die, meist dank Papyrusfunden, neu (gegenüber Koe.) identifizierten Zuweisungen von Fragmenten verzeichnet. Für den Kommentar kann auf die Erklärungen zu allen anderen erhaltenen Komikerfragmenten zurückgegriffen werden. Er erschliesst beispielhaft konzis eine weit ausgreifende Information, die vor allem auch der Klärung von Herkunft, Überlieferung und Wirkungsgeschichte der «Sentenzen» zugute kommt (sehr interessant z.B. ad fr. 165, zitiert von Paulus, 1 Cor 15,33), auf denen nicht zuletzt Menanders Ruhm beruhte. Thomas Gelzer

**Horst-Dieter Blume: Menander.** Erträge der Forschung 293. WBG, Darmstadt 1998. 198 S.

Der traditionellen Darstellungsweise folgend, beginnt das Buch mit einem (zu Recht kurzen) Abschnitt über «Leben und Werk», an das die sehr informativen Kapitel «Verlust und Rückgewinnung» Menanders und «Aufführungsbedingungen und szenische Konventionen» anschliessen. Das Kernstück bilden paraphrasierende Interpretationen der vier besterhaltenen Stücke (*Dyskolos*, *Epitrepontes*, *Samia*, *Aspis*). Abschliessend folgt «Menander Latinus», den man heute nicht zuletzt als Folge der Papyrusfunde zumal der letzten 40 Jahre mit mehr Zurückhaltung einbezieht als früher.

Als ausgewiesener Kenner des antiken Theaterwesens versteht es B., nacherzählend ein lebendiges Bild von den vier Stücken und ihrer Bühnenwirksamkeit zu entwerfen. Gelegentlich lässt seine Vorliebe für das Dramaturgische andere Aspekte ein wenig in den Hintergrund treten, aber insgesamt ist die Darstellung ausgewogen. Die Auswahl der Stücke ist einleuchtend und bedauerlich zugleich. Einerseits lässt sich Menanders Kunst anhand der längeren Stück(fragment)e besonders gut darstellen. Andererseits stellen gerade die stärker fragmentierten Texte den Leser vor besondere Probleme. Der Nicht-Spezialist wäre hier besonders dankbar für eine synthetisierende und ergänzende Erklärung, auch wenn sie aufgrund der Materiallage oft nicht anders als hypothetisch sein kann.

Den seit Jahren herrschenden Mangel an aktuellen und lieferbaren deutschen Menander-Übersetzungen vermag dieses Buch wenigstens teilweise auszugleichen. Vielleicht kann es sogar Anstoß zu einer Neu-Übersetzung sämtlicher Stücke sein (vorzugsweise als Pendant zur vorzüglichen, soeben vollendeten dreibändigen Loeb-Ausgabe von W. G. Arnott, Cambridge/Mass. 1979, 1996, 2000). Autor und Verlag wären sicher dafür prädestiniert.

René Nünlist

**Aratos: Phénomènes.** T. I-II. Texte établi, traduit et commenté par Jean Martin. Les Belles Lettres, Paris 1998. CLXXXVII, 615 p.

These are extraordinary days for Aratus' *Phainomena*, “the most widely read poem, after the *Iliad* and the *Odyssey*, in the ancient world”, according to *The Oxford Classical Dictionary* (third edition). Be that as it may, the appearance of Jean Martin's two-volume Budé, in the year after Douglas Kidd's full-scale Cambridge commentary, is a remarkable conjunction of σούπατα which, far from raising awkward questions about the nature of modern scholarly activity, gives real hope (cf. *Phain.* 1142–1144) that this poem's importance and interest for literary scholarship no longer depends so heavily upon its illustrious *Nachleben*. M.'s services over many decades to the text and interpretation of the *Phainomena* here culminate with a new text with very full apparatus, a long Introductory Essay on Aratus' biography and the structure and sources of the poem, and a helpful and scholarly commentary (illustrated by star maps), which is particularly strong on Aratus' debt to the traditional language of epic and the relations between the poem's astronomy and that of other ancient traditions. Much attention will doubtless be drawn by M.'s radical rewriting of the one ‘fact’ that most readers take for granted about the *Phainomena*: M. argues that the text which Hipparchus claims was Aratus' model, far from being a work of Eudoxus (so already Böker and Erren), was itself incompetently derived from Aratus, and pre-Hipparchan discussion must have concerned the relation between Aratus and other, perhaps genuinely Eudoxan, texts. Whatever verdict the experts reach on this thesis, I would have welcomed some further account of what light it throws, if true, upon Hipparchus.

It is to be hoped that students of ancient didactic poetry make good use of the riches which Kidd and Martin have laid before us.

Richard Hunter

**Patricia Ippolito: La vita di Euripide.** Pubblicazioni del Dipartimento di Filologia Classica dell'Università degli Studi di Napoli Federico II, 15. Neapel 1999. 118 S.

Das Buch ist nicht, wie man dem Titel nach zunächst erwarten könnte, eine Neuedition des γένος Εὐριπίδου unserer Handschriften sowie des entsprechenden Abschnittes aus Gellius' *Noctes Atticae* und des Euripides-Artikels der *Suda*, die alle drei den Anfang der *Scholia in Euripedem* von E. Schwartz von 1887 bilden, sondern eine umfassende Auswertung aller Euripides' Leben und Wirken betreffenden Zeugnisse einschließlich einer Reihe von Versen seiner Tragödien, die teils im Original, teils in italienischer Übersetzung dargeboten werden. Es ist in einzelne Sinnabschnitte gegliedert, betreffend die Quellen, Geburtsort und -datum, seine Eltern, sein soziales Umfeld, seine Betätigung als Maler und Athlet in seiner Jugend, die Ausstrahlung von Sokrates, Protagoras und Prodikos sowie von Anaxagoras auf Euripides' Schaffen, den Versuch, seinen Charakter zu erhellen, seine beiden Ehen, seine Religiosität (überschrieben mit «Il processo per empietà»), sein ‘freiwilliges Exil’ nach Makedonien und seinen Aufenthalt dort am Hofe des Archelaos, seinen Tod und sein Grabmal. Die einzelnen Abschnitte umfassen 3–9 Seiten. Es folgen eine (sechs Seiten umfassende) Bibliographie und zwei Indizes, nämlich berücksichtigter Stellen antiker Autoren (fünf Seiten) und moderner Autoren, sowie eine Inhaltsübersicht.

Wolfgang Luppe

**Stephanos Matthaios: Untersuchungen zur Grammatik Aristarchs: Texte und Interpretation zur Wortartenlehre.** Hypomnemata 126. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1999. 707 S.

Für das Studium der antiken Grammatiker mangelt es immer noch an kritischen Ausgaben und speziellen Untersuchungen. Für Aristarchs Wortartenlehre legt jetzt M(atthaios) einen umfangreichen Band vor, der dieses Teilgebiet erfolgreich erschließt. In der Einleitung (S. 13–62) bespricht M. die Probleme, den Stand der Forschung und die Aufgabe der Untersuchung sowie die Quellen und Überlieferung der Aristarchfragmente. Auf die Textsammlung der 225 einschlägigen Fragmente

(S. 63–188) folgt der Versuch, Aristarchs Meinungen über die μέρη λόγου zu ergründen und sie im Rahmen ihrer historischen Entwicklung einzuordnen. Eine kurze Schlussbetrachtung stellt die Hauptergebnisse der Untersuchung dar. Gute Indizes erleichtern den Gebrauch des Buches. Für die Behauptung Quintilians (*Inst.* 1,4,20), Aristarch habe im Gegensatz zu seinen Vorgängern, wie z.B. Aristoteles, alle acht *partes orationis* gekannt, bringt M.s sorgfältige Untersuchung nicht nur den Beweis, sondern zeigt auch, wie hoch entwickelt in Abstraktion und Systematisierung die sprachliche Beschreibung des Grammatikers in der Tat war. Verbreitete Missverständnisse wie etwa dasjenige von Steinthal (*Gesch. der Sprachwiss.* II 107) über die Tempuslehre Aristarchs werden vom Verf. überzeugend widerlegt (S. 341–343). Kurzum, ein höchst willkommener Beitrag zur Aufhellung eines immer noch zu wenig bekannten Gebietes.

B. K. Braswell

**Johannes Engels: Augusteische Oikumenegeographie und Universalhistorie im Werk Strabons von Amaseia.** *Geographica historica* 12. Steiner, Stuttgart 1999. 464 S.

Dem altertumswissenschaftlichen Bedürfnis nach einer Gesamtdarstellung Strabons entsprachen in ein und demselben Jahr gleich zwei Publikationen. Von K. Clarke, *Between geography and history: Hellenistic constructions of the Roman world* (Oxford 1999), unterscheidet sich die vorliegende Monographie allein schon durch den Umfang. Neben der Beschreibung von Strabons Komplementärwerken, den (verlorenen) *Historika Hypomnemata* und den *Geographika*, und deren Charakterisierung als «umfassendes literarisches Bild der Geschichte und des Raumes des augusteischen Oikumenerreiches» lenkt E. das Augenmerk vor allem auf die Gattungsgeschichte dieser Schriften und ordnet Strabon anhand von abgerundeten Einzelstudien über Ephoros und seine hellenistischen Nachfolger in die Tradition der griechischen Universalhistoriker und Geographen ein. Hier greift die Untersuchung also weit über Strabon hinaus und macht den Band zu einem wertvollen Begleitband der kleineren Historiker in Jacobys monumentalier Fragmentsammlung. Nicht weniger aufmerksam verfolgt der Verf. die Überlieferungs- und Wirkungsgeschichte von Strabons Werken und weist etwa am Beispiel der *Ethnika* des Stephanos von Byzanz nach, wie sehr die deskriptive Kulturgeographie des Augusteers dem kanonischen Bildungsbegriff der justinianischen Ära entgegenkam. Mit der thematischen Breite, der sorgfältigen, bis ins Detail ausgearbeiteten Darstellung sowie der gewissenhaften Aufbereitung der umfangreichen Forschungsliteratur erfüllt Engels ein altes Desiderat der klassischen Altertumswissenschaft.

Margarethe Billerbeck

**Aristoula Georgiadou: Plutarch's Pelopidas. A Historical and Philological Commentary.** BzA 105. Teubner, Stuttgart/Leipzig 1997. VII, 258 S.

Diesen ursprünglich als Dissertation vorgelegten und später völlig überarbeiteten Kommentar wird man bereits kurz nach seinem Erscheinen zu den herausragenden Hilfsmitteln in der Plutarch-Forschung zählen dürfen. Sowohl der Kommentar selbst als auch die 45seitige Einleitung bilden einen nützlichen *status quaestionis* aller wichtigen Probleme, die mit dieser bedeutenden Vita verbunden sind. In der Einleitung werden zunächst kurz Plutarchs Leben und Werk, die Zielsetzung der Vitae und Plutarchs Beziehung zu Theben besprochen, danach widmet sich A. Georgiadou allgemeinen Fragen der Pelopidas-Vita, wobei die Besprechung der Quellen besonders gelungen ist. Der eigentliche Kommentar ist 180 Seiten lang und ist klar und deutlich ausgelegt. Den verschiedenen Abschnitten der Vita geht jeweils eine längere Einführung vorweg. Ansonsten ist der Kommentar zumeist kurz und bündig gehalten, er bleibt aber stets treffend und bespricht alle wichtigen Stellen mit Hinweisen auf die einschlägige Literatur, die G. bestens beherrscht (dies zeigt auch die 30seitige Bibliographie am Ende des Bandes). Der Schwerpunkt liegt dabei mehr auf historischen als auf philologischen Erklärungen. Bei besonders umstrittenen Fragen, wie beispielsweise der Erwägung des Menschenopfers in *Pel.* 20,4–22 (S. 163–172), wird nicht etwa versucht, unbedingt eine Lösung vorzuschlagen. Vielmehr werden die verschiedenen Standpunkte dargelegt, damit der Leser sich daraus seine eigene Meinung bilden kann. Der Kommentar empfiehlt sich somit nicht nur durch die Fülle an Material, sondern auch durch dessen objektive Darlegung.

Thomas Schmidt

**Lucien: Œuvres. Tome II: Opuscules 11–20.** Texte établi et traduit par Jacques Bompaire. Les Belles Lettres, Paris 1998. XII, 319 S.

Fünf Jahre nach dem Erscheinen des ersten Bandes hat der grosse französische Lukian-Kenner den zweiten Band seiner Lukian-Ausgabe vorgelegt, der einige der bedeutendsten von Lukians Schriften enthält (Nr. 13f.: die *Wahren Geschichten*; 17: das *Symposion*; 19: *Cataplus*; 20: *Der widerlegte Zeus*). Wie im 1. Band ist jeder Schrift eine knappe, aber nützliche Einführung (mit Bibliographie und Übersicht über die der Textgestaltung zugrunde gelegten Handschriften) vorangestellt (S. 192, Anm. 3 hätte Eupolis allerdings nicht mehr nach Kock zitiert werden sollen, sondern nach Kassel-Austin [fr. 361 K. = 395 K.-A.], ebenso S. 129, Anm. 156 die Antimachos-Fragmente nicht mehr nach Kinkel, sondern nach Wyss und Matthews [fr. 62 K. = fr. 106 W. = 77 M.]); wieder ist auch der kritische Apparat recht ausführlich (wobei ein wenig die in Macleods Ausgabe oft sehr lehrreiche Einsicht in die Spaltung der Überlieferung zwischen den Familien  $\beta$  und  $\gamma$  verloren geht), und ebenso ist auch in diesem Band die Tendenz, öfter noch als Macleod der  $\gamma$ -Überlieferung (und nach Möglichkeit der Leit-Handschrift  $\Gamma$ ) zu folgen, erkennbar (dies hätte sogar noch in einigen Fällen mehr geschehen dürfen: z.B. *VH I* 9, Zeile 9; *VH II* 2, Zeile 15; 20, Zeile 22; 27, Zeile 1; 32, Zeile 4; *Iup. Conf.* 4, Zeile 13). Wie ebenfalls bereits im ersten Band ist Bompaire weniger als frühere Editoren geneigt, Konjekturen in den Text aufzunehmen; neuere textkritische Beiträge oder Hinweise (vgl. z.B. *Gnomon* 56, 1984, 597 zu *VH I* 17, Zeile 8f.; ebd. 601 zu *Iup. Conf.* 4, Zeile 10, und 12, Zeile 13) finden nicht einmal Aufnahme in den Apparat. Um den Stil der Übersetzung zu beurteilen, fehlt es einem Nicht-'native speaker' des Französischen an Kompetenz, doch hätte man sie sich manchmal etwas weniger paraphrasierend und mehr dem Duktus des Griechischen folgend gewünscht; gelegentlich scheint auch die Bedeutung des Wortlauts nicht ganz korrekt getroffen (z.B. *VH I* 22, Zeile 19f.; 30, Zeile 3; 41, Z. 9; *Iup. Conf.* 18, Zeile 25). Nicht zuletzt jedoch wegen seiner kommentierenden Anmerkungen (in denen sich nur wenige Ungenauigkeiten finden: S. 110, Anm. 73: Hdt. I 216 berichtet nicht über Skythien, sondern über das Massagetenland; S. 113, Anm. 91: die Darstellung des Sokrates nach der Delion-Schlacht bei Plut. *Gen. Socr.* 11 ist kaum eine «tradition moins glorieuse»; S. 118, Anm. 113: Nauplios war nie der Steuermann der Argo) stellt auch dieser Band ein brauchbares und willkommenes Hilfsmittel bei der Beschäftigung mit einem Autor dar, den es sich dank seiner gewandten Sprache, seinem lebendigen Erzählstil und seinem Witz bis heute zu lesen lohnt.

Heinz-Günther Nesselrath

**Oppianus: Halieutica.** Einführung, Text, Übersetzung in deutsche Sprache, ausführliche Kataloge der Meeresfauna von Fritz Fajen. Sammlung wissenschaftlicher Commentare. Teubner, Stuttgart/Leipzig 1999. XVIII, 409 p.

Despite the series title, this book contains no commentary, but in the *apparatus criticus* references are given to the editor's earlier discussion of critical problems, especially his rich *Noten zur handschriftlichen Überlieferung der Halieutika des Oppian* (AAWM 2, 1995). He has worked for very many years at collating the manuscripts, attempting to group them in families, and investigating points of language and style. We now have a text to replace all others: the edition of J. G. Schneider in 1813 was the last to make any critical advance. The improvements are very many, but most of them are slight: the abundance of manuscripts and their recording of variants have helped to preserve and contaminate the text. The “Siglenverzeichnis” must be read in conjunction with earlier publications. The *apparatus* is a treasury of data, far too complex for quick reference, e.g., 1.638: “μαλάκεια v.l. in  $\Gamma$ ,  $\delta$ , W, gl. in  $\lambda$  L(?), M, P<sub>1</sub>, gl. in U, z<sub>2</sub>: μαλάχια v.l. in  $\Gamma$ ,  $\beta$ ,  $\gamma$ ,  $\epsilon$ ,  $\eta$ ,  $\vartheta$ ,  $\kappa$ , v.l. in  $\lambda$ ,  $\mu$ ,  $\nu$ , a<sup>1</sup>, v, m<sub>1</sub>, gl. in R<sub>2</sub>, U. μαλάχια exhibit F, R<sub>2</sub>, v.l. est in  $\lambda$ (?)”. One must praise the admirable accuracy of the editor and the typesetters in this handsome, difficult book. (A rare slip is the quantity of ἀπαλύξασα conjectured at 1.466). Unfortunately the legibility of the elegant Greek type falls far short of that achieved in 1928 by the Loeb edition of A. W. Mair: subscript iota is often well-nigh invisible. Dare we hope for a text edition with an apparatus drastically simplified and more readable Greek type? For serious work, however, this impressive edition will long be indispensable. Where I checked the translation, I found it accurate.

J. A. Richmond

**Diogenes Laertius: Vitae Philosophorum.** Vol. I: *Libri I–X*; vol. II: *Excerpta Byzantina et indices*. Ed. Miroslav Marcovich. Teubner, Stuttgart/Leipzig 1999. L, 826; 346 S.

So dilettantisch und oberflächlich Diogenes Laertius' Werk einst war und an sich ist, es ist in vielen Belangen von grösster Wichtigkeit für uns. Und doch lag bis jetzt keine auch nur annähernd befriedigende Gesamtausgabe vor. Die Überlieferung des Werks ist kompliziert. Neben der vertrackten direkten Überlieferung sind die Exzerpte von grosser Bedeutung für die Rekonstruktion des Archetyps. Von diesen hat Marcovich das wichtige Excerpt Φ zum ersten Mal in seiner Gesamtheit beigezogen und als *Editio princeps* in Bd. 2 publiziert, wo er auch das Excerpt des Ps.-Hesychius neu ediert sowie die Diogeneszitate der Suda in überarbeiteter Form anfügt. Zusammen mit einer Neukollation der drei *vetustiores* BPF, die seiner Edition zugrunde liegen, hat Marcovich damit die wichtigsten Textzeugen als erster zugänglich gemacht. Darin besteht sein grosses Verdienst. (Noch unberücksichtigt blieb der frühe cod. Vindob. phil. gr. 314 mit Excerpten aus dem 3. Buch, die T. Dorandi [SCO 43, 1993] herausgegeben hat.)

Die Edition hingegen ist unbefriedigend. Anstelle einer ausführlichen Besprechung der Überlieferungslage finden wir in der sehr knapp gehaltenen Praefatio (IX–XVIII) nur ein Stemma, das in substantieller Weise von dem bisher weitgehend akzeptierten Versuch von D. Knoepfler (*La Vie de Ménedème*, Basel 1991) abweicht, ohne dass eigens Belege dafür geliefert würden. Die Berücksichtigung der neuen Textzeugen ergab hie und da neue Lesarten, mehrere strittige konnten entschieden, einige Konjekturen bestätigt werden. Abweichungen gegenüber Long (OCT, 1964) entstehen dadurch durchschnittlich pro Teubnerseite etwa zwei. Ebenso häufig sind Abweichungen, die auf eigener oder breit rezipierter Konjektur beruhen. Nur detaillierte Analyse kann letztlich über ihren Wert entscheiden. Ein *apparatus fontium*, der auch nützliche Hinweise auf Fragmentsammlungen und die neuere Literatur enthält, und ein ausführlicher, für BPF und Φ vollständiger, kritischer Apparat begleiten den Text. Indizes hingegen gibt es nicht, was man gerade bei einem solchen Werk, in einer Ausgabe aus gutem Haus, nicht bedauert, sondern verärgert zur Kenntnis nimmt.

Roland Wittwer

**Galen: On my own Opinions.** Edition, translation and commentary by Vivian Nutton. Corpus Medicorum Graecorum V 3, 2. Akademie Verlag, Munich 1999. 247 p.

Περὶ τῶν ἔαυτῷ δοκούντων – le dernier ouvrage de Galien selon Rhazes – ne comprend qu'une vingtaine de pages. La fin a été conservée en grec (IV 757–766 Kühn): le texte intégral n'existe qu'en latin. La traduction latine, faite au 13<sup>e</sup> siècle sur une traduction arabe, est dans un très mauvais état, toujours difficile à comprendre et souvent inintelligible. La nouvelle édition de Nutton – l'*editio princeps* – nous offre une longue introduction sur la tradition textuelle, un texte grec et apparat critique exemplaires, une excellente traduction anglaise, et un commentaire magistral.

Nutton avoue que le petit ouvrage est décevant: Galien n'y explique qu'une partie infime de ses opinions, et il écrit d'une façon on ne peut plus décousue. Mais tout galéniste se précipitera sur le livre: qui ne tirera pas profit de l'érudition de Nutton? qui ne sera pas touché des derniers mots du vieux paon de Pergame?

Jonathan Barnes

**Ulrike Gantz: Gregor von Nyssa, Oratio consolatoria in Pulcheriam.** Chrêsis 6. Schwabe, Bâle 1999.

315 p.

Depuis 1892 (J. Bauer), les discours de consolation de Grégoire de Nysse n'avaient plus fait l'objet d'une étude systématique. Forcément, l'influence de Ménandre le Rhéteur s'était étendue à toute la rhétorique tardoantique grecque, même chrétienne. Jusqu'ici, toutefois, on s'était contenté d'y enregistrer la prépondérance des us et coutumes propres à l'éloquence epidictique traditionnelle, sans chercher à dégager suffisamment les apports chrétiens. La philosophie et la rhétorique païennes ne pouvaient passer que pour trompeuses: on ne pouvait donc imaginer une coexistence paisible avec l'antique tradition. Une purification s'imposait au préalable. L'ouvrage que signe Mme Gantz s'inscrit dans la ligne d'une série qu'avaient ouverte les travaux du Prof. Chr. Gnilka (n° I–III de la collection).

Il s'ouvre par une édition et une traduction du texte grec de la consolation *In Pulcheriam* (p. 32–49). Le commentaire, qui forme le restant du livre, se divise en trois parties: proème (p. 53–87), monodie

(p. 88–136) et consolation (p. 137–285). Comme annoncé, l'auteur montre que Grégoire ne retient de la tradition païenne que ce qui était compatible avec la doctrine chrétienne; au contraire, toute la thématique du discours est d'inspiration théocentrique. U. Gantz opère tous les rapprochements utiles, rappelant, par exemple, après J. Daniélou et P. Courcelle, que l'image de la colombe du discours (462,15, voir p. 100) est une christianisation des ailes de l'âme du *Phèdre* (246c–e). On sera plus surpris de trouver une évocation de Thémistios à propos du statut de capitale de Constantinople (p. 55, n. 7, pour 461,11), qui s'explique par les bonnes relations qu'entretenait le philosophe avec les chrétiens. Le rapprochement est fondé, mais il eût été intéressant de souligner la charge de propagande que contient le mot. Le commentaire est d'une prodigieuse richesse. De surcroît, il est complété par une bibliographie considérable (p. 288–298), un index très détaillé et un répertoire des passages sacrés. Etait-il inutile de joindre un appendice semblable pour les littératures païenne et patristique? De toute évidence, on dispose désormais sur l'*Oratio in Pulcheriam* d'un commentaire qui fera date et servira de modèle pour d'autres études du même genre.

Jacques Schamp

**Nonnos de Panopolis: Les Dionysiaques.** Tome XIII: Chant XXXVII. Texte établi et traduit par Hélène Frangoulis. Les Belles Lettres, Paris 1999. X, 191 p.

Commencée en 1966 par Francis Vian, l'entreprise de la publication intégrale des *Dionysiaques* de Nonnos se poursuit. Depuis la parution du présent volume (1<sup>er</sup> trimestre de 1999), le quatorzième volume a également paru, contenant les chants 38–40, édités, traduits et commentés par Bernadette Simon (4<sup>e</sup> trimestre de 1999). Ainsi, les chants 1–32 et 37–40, donc les trois quarts de l'œuvre, sont désormais disponibles dans la collection «Les Belles Lettres». Notre volume est consacré au seul 37<sup>e</sup> chant. C'est le chant des jeux funèbres d'Opheltès, et l'on peut donc le lire tout entier dans la perspective d'une comparaison avec le 23<sup>e</sup> chant de l'*Iliade*. Hélène Frangoulis nous présente dans son introduction un tableau des parallèles que l'on peut établir avec ce grand modèle, mais elle élargit fort heureusement la perspective à d'autres textes encore (Quintus de Smyrne, Virgile, Stace, Silius Italicus). Elle fait ainsi ressortir la relation privilégiée que ce chant entretient avec le texte de l'*Iliade*. Peut-être, quelquefois, certaines différences très voyantes par rapport au 23<sup>e</sup> chant de l'*Iliade* auraient-elles pu être mieux soulignées: par exemple, rien n'est dit de l'intrusion d'une inscription funéraire (101sq.), et l'originalité de la mention des jeux panhelléniques (131–153, à l'exception intéressante des jeux de Némée) n'est pas relevée, ni à la p. 17, ni dans les notes. Cependant, chacun trouvera profit à consulter les données rassemblées ici autour de ce chant, et l'on doit en remercier Hélène Frangoulis. Grâce à elle, la voie s'ouvre vers un examen comparatif de ce qu'il faut bien appeler une réécriture du texte homérique. On s'en voudrait de ne pas ajouter ici un dernier élément de comparaison qui dépasse le cadre du volume, mais qui semble indispensable: il s'agit des mots par lesquels le poète enchaîne le début du chant suivant; à première vue, on lit une sorte de copie conforme du début du 24<sup>e</sup> chant de l'*Iliade* (les mêmes formules λύτο δ' ἀγών· λαοὶ δέ et les mêmes événements puisque chacun retourne à son habitation et à ses habitudes) et cependant, l'accent très vite mis sur les caractéristiques du monde dionysiaque chez Nonnos fait ressentir toute la différence; les jeux funèbres à peine terminés, le poète nous les situe, implicitement et par contraste, comme un joyau homérique exceptionnel dans le tissu des *Dionysiaques*.

André Hurst

**The Way of Hermes. The Corpus Hermeticum.** Translated by Clement Salaman, Dorine van Oyen and William D. Wharton. **The Definitions of Hermes Trismegistus to Asclepius.** Translated by Jean-Pierre Mahé. Duckworth, London 1999. 124 S., 4 Taf.

Das Büchlein bietet ein Vorwort von Gilles Quispel, das vor allem den in der Forschung umstrittenen altägyptischen Ursprung des *Corpus Hermeticum* betont. Im Vorwort der Übersetzer begründen diese die Notwendigkeit einer neuen engl. Übersetzung (wenige Jahre nach B. P. Copenhaver, *Hermetica*, Cambridge 1992, Pbk. 1996): «... a new translation whose language reflects the inspirational intent of these writings» (S. 13). Die Übersetzung richtet sich also an moderne Leser, die in den Texten Inspiration und Antworten auf die grossen Fragen suchen, wie: «What am I? What is the world around me?» (S. 15). Die Anmerkungen zum Text beschränken sich auf ein Minimum. Es folgt eine kurze Bibliographie mit einem Verweis auf die vollständigere bei Copenhaver. Den Übersetzungs-

text erschliesst ferner ein Index mit rund 150 Haupteinträgen, der allerdings die nachgestellte Übersetzung der *Definitionen* nicht berücksichtigt. In diese sind neuere Ergebnisse und Entdeckungen einbezogen. Die Anmerkungen zum Text belaufen sich meist auf die Angabe von Parallelstellen im *Corpus Hermeticum*.

Zweifellos ist es den Übersetzern gelungen, eine ebenso bekömmliche wie erschwingliche Fassung der bedeutendsten Hermetischen Texte für ein interessiertes Laienpublikum zu schaffen.

Thomas Hofmeier

**Martin Hose: Kleine Literaturgeschichte. Von Homer bis zum Ende der Antike.** Beck, München 1999. 261 S.

Die geraffte Darstellung von rund 1400 Jahren griechischer Literatur richtet sich an ein breites Publikum und leistet eine erste Orientierungshilfe. Methodisch interessant ist die Aufteilung in vier Hauptabschnitte, die den Epochen der Alten Geschichte nachempfunden sind, indem die Literaturreproduktion nach den prägenden Einrichtungen beurteilt wird: Archaik ≈ aristokratische Festkultur, Klassik ≈ Polis, Hellenismus ≈ Hof, Kaiserzeit ≈ Schule. Prägnante Zusammenfassungen stellen die politischen und kulturellen Umstände dar, bevor zur literarischen Produktion im engeren Sinn übergegangen wird. In Streitfragen wird eine klare Position bezogen; zudem bemüht sich der Verf., den aktuellen Forschungsstand möglichst knapp wiederzugeben. Im Vergleich mit anderen Literaturgeschichten (z.B. A. Lesky [³1971] und A. Dihle [²1991]) stellt man eine starke Umgewichtung zwischen dem Hellenismus und der Kaiserzeit fest. Mag man die recht ausführliche Betrachtung der kaiserzeitlichen Literatur begrüssen; doch bedauert man das Fehlen der hellenistischen Rhetorik und besonders die bloss summarische Erwähnung der Fachprosa. Was die bibliographischen Verweise betrifft, halten sie sich verständlicherweise in engen Grenzen. Eine gewisse Partialität scheint auf diesem Gebiet unvermeidbar. Doch wenn z.B. für die archaische Epoche W. Rösler mit acht Einträgen vertreten ist, M. Lefkowitz aber oder B. Gentili, um nur zwei verdiente Forscher zu nennen, keinerlei Erwähnung finden, und wenn im Fall der Papyrusfunde aus Herculaneum (S. 148) M. Gigante gänzlich fehlt – wie überhaupt die nicht deutsch- oder englischsprachigen Forschungsbeiträge recht stiefmütterlich behandelt sind –, bleibt ein kleiner Nachgeschmack von ‘hauseigner Bevorzugung’. Dies schmälert jedoch in keiner Weise das Lesevergnügen, welches diese stilistisch hochstehende und im ganzen gesehen fundierte Einführung in die griechische Literatur bereitet.

Orlando Poltera

**Stephan Schröder: Geschichte und Theorie der Gattung Paian.** Eine kritische Untersuchung mit einem Ausblick auf Behandlung und Auffassung der lyrischen Gattungen bei den alexandrinischen Philologen. BzA 121. Teubner, Stuttgart/Leipzig 1999. XV, 172 S.

Ausgangspunkt der Untersuchung ist die kritische Auseinandersetzung mit Lutz Käppel, *Paian. Studien zur Geschichte einer Gattung* (1992). In einem ersten Lauf (S. 1–109) diskutiert der Verf. dessen theoretische Grundlagen zur Konstruktion eines synchronisch und diachronisch verwertbaren Gattungsbegriffs «Paian» sowie anhand ausgewählter Beispiele den Zeugniswert der 141 Testimonienn, die Berechtigung der Benennung der 52 ‘überlieferten Paiane’ und die Bedeutung der 9 ‘Paian-Zitate’ in dessen ‘Textsammlung’. Auf einzelnes kann hier nicht eingegangen werden. Überzeugend argumentiert er dafür, dass, neben Paianen ohne bestimmten Adressaten, von der *Ilias* an bis zum Ende des 5. Jh. nur Apollon und einige im Kult mit ihm verbundene Götter und Heroen (ausser beim Symposium wahrscheinlich Zeus Soter) Adressaten von Paianen waren (S. 10ff.), während sich später der Kreis der Adressaten erweiterte um Götter und Menschen, die in Paianen als σωτῆρι gefeiert werden sollten (S. 77ff.). Zu den Paianen, die in Gefahrensituationen des täglichen Lebens ohne poetische Ausgestaltung z.B. als Bitte um Abwehr oder Heilung von Krankheit, als Gebet um Überleben vor der Schlacht oder als Dank dafür in ritueller Funktion gebraucht wurden, wie auch zu den von Dichtern kunstmäßig gestalteten, die an kalendarisch festgelegten Festen sowie zu Hochzeiten usw. gesungen wurden, gehören der Ruf ιὴ λέ o.ä. und die Epiklese Παιάν (das παιανίζειν), wobei aber bei den Kunstliedern damit gerechnet werden muss, dass die Dichter mit Variationen spielen, d.h. in Paianen diese Elemente weglassen, in andern Liedern dagegen solche Rufe einsetzen konnten. Für die Zeitgenossen der Dichter, die selber an dem Fest teilnahmen, verursachte das keine Schwierig-

keit, das Lied als Paian oder etwas anderes zu identifizieren. Sie kannten den Anlass zur Aufführung und wussten, was für ein Lied dazu gehörte (S. 50ff.). Unter ganz anderen Voraussetzungen unternahmen es die Alexandriner, die Masse der ihnen überlieferten Gedichte für die Zwecke der Bibliothek zu ordnen, zu «klassifizieren» und in ihren Ausgaben nach unterschiedlichen Gesichtspunkten zu disponieren. Ihnen gilt der zweite Teil (S. 110–153). Mit grosser Sorgfalt untersucht der Verf. die einschlägigen Zeugnisse der Grammatiker im Hinblick auf ihre Kriterien für die Bestimmung des Anlasses und die Zuweisung zu den von ihnen rekonstruierten Gattungen, vergleicht, was von ihren Ausgaben der Neun Lyriker bekannt ist, und schliesslich die Prinzipien der Aufteilung und die erhaltenen Teile ihrer Editionen des Pindar und Bakchylides miteinander. Hilfreich zum Verständnis der ihrer Praxis zugrundeliegenden Vorstellungen wäre eine vorgängige Klärung der Herkunft und der Bedeutungswandlungen der Begriffe «Gattung», «Lyrik», «Literaturkritik», «Literaturtheorie». Der Index (S. 154–172) erschliesst die behandelten und in die Diskussion einbezogenen Texte (leider nicht die Scholien und die interpretierten griechischen Wörter). Im ganzen ein sehr nützliches, zur Weiterarbeit anregendes Buch.

Thomas Gelzer

**Ruth Scodel: Credible Impossibilities. Conventions and Strategies of Verisimilitude in Homer and Greek Tragedy.** BzA 122. Teubner, Stuttgart/Leipzig 1999. VIII, 216 S.

Die Verf. setzt sich mit ihrer Studie zum Ziel, einen vernachlässigten Aspekt der homerischen Epen und der klassischen Tragödien hervorzuarbeiten, d.h. die jeweilige Konstruktion einer glaubwürdigen und logisch konsistenten ästhetischen Welt. Forschungsgegenstand ist damit der weite Bereich des literarischen Realismus. Zu den Verfahren, mit denen dieser Realitätsschein erreicht wird, zählt Sc. (S. 12–15) die *local motivation* (das Hilfsmotiv), die *apology* (die Bekräftigung aussergewöhnlicher Ereignisse) und die *authorial thematization* (die Hervorhebung). Den Autorenstrategien stehen bei verbleibenden Widersprüchen und Lücken verschiedene Leserstrategien gegenüber (S. 15–21), so die *inattention*, die *generosity* und die *naturalization* (die Konstruktion einer plausiblen ‘Hintergrundshandlung’).

Die Fülle der Beispiele, an denen diese Verfahren vorgeführt werden, zeugt für die gute Textkenntnis und das Engagement der Verf. (nachlässig ist freilich die Behandlung der formalen Aspekte, wie die zahlreichen Druckfehler und andere technische Versehen zeigen). Problematisch ist dagegen der methodische und terminologische Zugriff: Während im Titel der Studie die Begriffe *credibility* und *verisimilitude* offenbar synonym gebraucht sind, werden sie im einleitenden Theoriekapitel einander entgegengesetzt (S. 9: *verisimilitude* als logische Kohärenz der Erzählung, die auch den kritischen Leser befriedigt; *credibility* als Überzeugungskraft für den flüchtigen Rezipienten). In der weiteren Diskussion werden diese Begriffe dann aber wieder unterschiedslos verwendet (z.B. S. 17f., 33 und 185), und eine systematische Scheidung der beiden Ebenen unterbleibt (lediglich Ansätze dazu auf den S. 65, 92f. und 187). Diese Inkonsistenz ist wohl bezeichnend für den griechischen ‘mythologischen Realismus’: In ihrer Eigenschaft als Mythen bleiben die Epen und Dramen an die ‘Spielregeln’ einer unrealistischen Welt gebunden; in ihrer Eigenschaft als Kunst interessieren wiederum die aussergewöhnlichen, eben unrealistischen Handlungselemente. Absoluter Realismus wird also von keiner Rezipientengruppe erwartet, und es wäre eher zu fragen gewesen, welche Art von *Verfremdung* die beiden Leserkreise besonders anzieht.

Peter Grossardt

**H. Flashar (Hrsg.): Tragödie. Idee und Transformation.** Colloquium Rauricum 5. Teubner, Stuttgart/Leipzig 1997. 389 S.

Ein die Tragödienforschung der 90er Jahre dominierendes Thema ist der Begriff des ‘Tragischen’, also die Frage danach, was das Wesen der griechischen Tragödie ausmache. Eine Reihe von Publikationen der letzten Jahre dokumentiert eindrucksvoll dieses Interesse, z.B. M. S. Silk (Hrsg.), *Tragedy and the Tragic* (1996); «Atti del Covegno ‘Forme e interpretazioni del tragico’», *Lexit* 15 (1997) 1–99; C. Morenilla/B. Zimmermann (Hgg.), *Das Tragische. Drama* 9 (2000). Gleichzeitig verdeutlicht es die methodischen Schwierigkeiten derartiger Herangehensweisen an die attische Tragödie des 5. Jhs v.Chr.: Zum einen wird die klassische attische Tragödie unter einer derartigen Fragestellung unweigerlich unter dem Blickpunkt der aristotelischen *Poetik* gelesen (vgl. dazu B. Zimmermann [Hrsg.],

*Antike Dramentheorien und ihre Rezeption*. Drama 1 [1992]), zum anderen gehen die Interpreten je nach ihrer intellektuellen Heimat mit unterschiedlichen Konzeptionen des Tragischen an das Thema heran. In dem vorliegenden, von H. Flashar herausgegebenen Band spiegeln die einzelnen Beiträge dieses Spannungsfeld wider, in dem sich die griechische Tragödie in ihrer Rezeption als ‘Idee’ und als historisches Phänomen bewegt (vgl. Flashar S. 1–3 sowie E.-R. Schwinge S. 387–389). Im Mittelpunkt steht die Frage, welchen ‘Transformationsprozessen’ die griechische Tragödie in der Rezeption in den späteren Literaturen, angefangen bei den Römern, ausgesetzt war und wie sie ihren Weg bis in die Gegenwart gefunden hat. In seinem einleitenden Beitrag befasst sich A. Schmitt mit den Merkmalen der attischen Tragödie, die in besonderem Masse die Rezeption beeinflussen sollten. Die aristotelische *Poetik* als der Text, der vor allem in der Renaissance sowie im 18. Jh. der Tragödie den Weg zurück in die Literatur und auf die Bühne bahnte, wird von H. Flashar, R. Zeller und W. Barner behandelt, F. Schillers Tragödienvorverständnis von J. Latacz. Die übrigen Beiträge widmen sich der gattungs-immanenten Rezeption unter Einbeziehung der Oper als eines der Tragödie vergleichbaren Gesamtkunstwerks (J. M. Fischer, «Medea in der Oper») und mit einem Ausblick auf das moderne Regietheater (G. Erken). Der stattliche Band ist ein unentbehrliches Vademecum für jeden, der sich mit der Rezeption der griechischen Tragödie beschäftigt. Bedauerlich ist, dass die Fülle der in dem Band präsenten Informationen nicht durch ein Register erschlossen ist.

Bernhard Zimmermann

*Christoph Kugelmeier: Reflexe früher und zeitgenössischer Lyrik in der Alten attischen Komödie.*

BzA 80. Teubner, Stuttgart/Leipzig 1996. 379 S.

Der Verf. unternimmt es, «Reflexe» von «Lyrik» im ganzen Spektrum der Alten Komödie (von Kratinos über Aristophanes und seine Zeitgenossen bis zum Beginn der Mittleren Komödie) nachzuweisen und diverse Arten ihrer Verwendung zu bestimmen. Mit «Reflexe» umschreibt er den «Rückgriff in jeglicher Form» (Zitate oder Anklänge zum Zweck der Parodie, reiner Unterhaltung, des ἀπροσδόκητον, des Spotts, der Literaturkritik usw.), und unter dem Oberbegriff der «Gattung ‘Lyrik’» schliesst er alle nicht-dramatische und nicht-epische Dichtung: «die monodische Lyrik, die Chorlyrik, die Elegie, den Iambos und (als ‘zeitgenössische Lyrik’) den jungattischen Dithyrambos», in die Untersuchung mit ein, d.h. also ein sehr umfangreiches Programm, das er in der «Einleitung» (S. 1–9) begründet. Nach vorbereitenden Kapiteln über «Die Überlieferung der alten Poesie in den Komödientexten» (S. 10–36) und «Schulunterricht und Symposium als Überlieferungsträger» (S. 37–82) behandelt er «Zitate und Stilimitationen» (angeordnet am Leitfaden der Teile und bestimmter Ausdrucksformen der Komödie S. 83–158) sowie «Das Verhältnis der Alten Komödie zur Iambographie» (hauptsächlich zu Archilochos und Hipponax S. 163–194). Seine besondere Vorliebe geniesst offensichtlich «Der jungattische Dithyrambos und die ‘Literaturkritik’ der Alten Komödie» (S. 195–305, mit Schwergewicht auf den Dithyrambikern Kinesias [208–248] und Phrynis [249–255] sowie Interpretationen zu *Plu.* 290–321, *Ran.* 1309–1322, 1331–1363, *The.* 39–61, 99–210, *Eupolis* fr. 392 [255–302] und einem Ausblick auf «Besonderheiten der Alten Komödie bei den Reflexen des jungattischen Dithyrambus im Vergleich mit der späteren Entwicklung» [302–305]). «Ergebnisse» (S. 306–317): «Aus der Beschäftigung mit den lyrischen Reflexen in der Komödie gewinnt man einen Eindruck von der Vielgestaltigkeit des Verhältnisses derjenigen Literaturepoche, die als die ‘griechische Klassik’ bezeichnet wird, zu ihren archaischen Vorgängern und deren Werken und von der Spannung, die sich aus diesem Aufeinandertreffen sehr unterschiedlicher Stile und geistiger Haltungen ergibt» (S. 317); die Vielfalt erschlossen durch drei Register: «Namen», «Sachen und Begriffe», «Stellen» (S. 334–379).

Thomas Gelzer

Eckard Lefèvre: **Terenz' und Apollodors Hecyra**. Zetemata 101. Beck, München 1999. 204 S.

Nach einigem Zögern hat E. Lefèvre nun auch noch der terenzischen «Schwiegermutter» eine Monographie gewidmet (vgl. S. 7) – einer Komödie, die als wenig lebhaft gilt. Trotzdem ist ein anregendes Buch entstanden. Der Verf. analysiert den Text in Kenntnis der gesamten Sekundärliteratur von Melanchthon (1543) bis Auhagen (1999; noch fehlend: P. Kruschwitz, *Gymnasium* 106, 1999). Es zeigt sich, dass weite Partien nicht direkt aus Apollodor übersetzt, sondern vollständig umgestaltet sind («durch lustige Partien ein neues Gesicht», S. 163; «Pathos erheblich intensiviert», S. 183).

Der Rez. bezweifelt allerdings, ob L.s terminologisches Instrumentarium (etwa das Lieblingswort «Stegreifspiel»; S. 10, 59, 72, 116, 139 ...) hier immer adäquat ist; anderseits ist ja die Rede davon, vieles sei «rhetorisch durchgefeilt» (S. 135). Richtig und wichtig ist, dass auch Terenz ‘kurzatmige’ szeneische Effekte (z.B. «Grosssprechertum», S. 135), ur-komische Konstellationen und Situationen, Bunttheit und komödiantische Lebhaftigkeit sich stark hat entfalten lassen – dass sich die beiden temperamentvollen Römer also wohl oft erheblich von den Dichtern der Nea unterscheiden, die, wie es scheint, ihre Lustspiele ‘disziplinierter’ konstruiert haben. An L.s Analysen zeigt sich dies evident, aber der klägliche ‘Rest’, der für Apollodor übrigbleibt, ist – von der griechischen Theatergeschichte her beurteilt – nicht ganz unproblematisch (z.B.: «überhaupt keine komische Züge», S. 82). Ein interessantes Buch zu einem scheinbar uninteressanten Stück.

Heinrich Marti

**Herbert Prinzen: Ennius im Urteil der Antike.** Drama, Beiheft 8. Metzler, Stuttgart/Weimar 1998. 504 S.

In dieser Düsseldorfer Dissertation werden die expliziten Stellungnahmen zu Ennius von der auf Ennius folgenden Generation bis zum Ausgang der Antike vorgestellt und interpretiert. In der Sichtung und Zusammenstellung all dieser Testimonien liegt zweifellos ein grosses Verdienst, nicht zuletzt weil sie auch durch ausgezeichnete Indices erschlossen werden. Um so bedauerlicher ist es, dass sich diese im Haupttext sehr lesbare, manchmal vielleicht etwas zu pathetisch auftretende Studie allzu sehr im Detail verrennt und durch Ausweitung dessen, was unter ‘Urteil’ zu verstehen ist, kaum überwindbare methodische Schwierigkeiten aufbaut:

Nach einer Einleitung in die Problematik (1–13) werden die Spuren der Rezeption erst des Dramatikers (13–90), dann des Epikers Ennius (91–435) in jeweils chronologischen Durchgängen in den heterogenen Quellen aufgesucht. Die expliziten Aussagen verschiedener Autoren werden bei diesem Vorgehen durch solche ergänzt, die aus der Art der künstlerischen Rezeption/Aufnahme/Wiederverarbeitung auf ein bestimmtes Urteil schliessen lassen. Genau darin liegt eine *crux* der Arbeit, weil man es nun mit Urteilen über mögliche Urteile zu tun hat: (1) Die Rekonstruktion der Urteile dieser Autoren erfolgt auf dem Hintergrund ziemlich konventioneller und z.T. auch überholter literaturgeschichtlicher Einschätzungen (bes. deutlich bei der augusteischen Dichtung). Insofern kann man anhand der zitierten Sekundärliteratur schon vor der Lektüre eines Kapitels voraussagen, zu welchem Ergebnis der Verf. kommen wird. (2) Einem solchen Unterfangen müsste eine eigene und intensivere Auseinandersetzung mit den verschiedenen Formen von Zitation, Imitation, Allusion etc. vorausgehen. Auch hier bewegt sich die Studie in einem engen Rahmen von Vor-Urteilen.

Trotz der umfassenden Aufarbeitung der Sekundärliteratur hätte der Arbeit eine Reflexion über Sinn und Nutzen von Fussnoten bzw. darüber, was in einer Geisteswissenschaft das erträgliche und gewünschte Mass an Verweisen und Nachweisen wäre, gutgetan.

Christine Walde

**Lucrecio: De la Realidad.** Edición crítica y versión rítmica de Agustín García Calvo. Lucina, Zamora 1997. 590 S.

Mit mehr als 500 eigenen Emendationen hat C. den Lukreztext lesbarer gemacht, wie er in der Praefatio sagt: «me de rerum natura opus confido ... legibiliorem multis locis reddidisse.» Die Qualität dieser Emendationen ist, wie leider gesagt werden muss, nicht besser als die des soeben zitierten Lateins. Im 5. Buch, dem längsten (1457 Verse), habe ich 103 Emendationen C.s gezählt, so dass also durchschnittlich auf jeden 14. Vers eine von C.s Emendationen entfällt. Alle diese Emendationen sind verfehlt, weil sie sprach- oder stilwidrig oder sachlich unrichtig oder metrisch falsch sind und sich überdies oft am gesunden Text vergreifen. Dasselbe Ergebnis lieferten Stichproben in den übrigen Büchern. Mit Bedauern muss ich feststellen, dass C. durch seine masslosen und absurd Eingriffe den Text schwer geschädigt hat – an mehr als 500 Stellen.

Konrad Müller

**Varron: Satires ménippées.** Edition, traduction et commentaire par Jean-Pierre Cèbe. 13: **Tithonus – E saturis incertis.** Collection de l’Ecole Française de Rome 9. Rom 1999. XXXIII, 196 S.

Wenn die Dreizehn eine Glückszahl bedeutet, dann gilt dies bestimmt für Varros ‘Menippeische Satiren’, denn mit dem 13. Band (*Tithonus – Υδροχύων, E saturis incertis*) findet ein grosses latinisti-

sches Arbeitsvorhaben, welches 1972 zu erscheinen begonnen hat, seinen erfolgreichen Abschluss. Neben den letzten 47 Fragmenten enthält der Band eine Konkordanz der Fragmentzählung in den Ausgaben Bücheler-Heräus (1922), Bolisani (1936) und Della Corte (1953), ein Verzeichnis der Versmasse, je einen Index der lateinischen und griechischen Wörter sowie ein allgemeines Sach- und Begriffsregister. Wenn Cèbe ausdrücklich darauf verzichtet, durch *Addenda und Corrigenda* auf seine früheren Bände zurückzukommen (S. 2128), so mögen die Kritiker das zwar bedauern; dem Einzelforscher, der in beharrlicher Arbeit alle zwei Jahre einen Band gleichen Umfangs und Dichte vorlegte, wird man keinen Vorwurf machen. Der Literatur- und Sprachhistoriker wie der Kynismusforscher wird vielmehr dankbar sein, dass er nun für einen bekanntlich schwierigen Text über den kritischen Vergleich mit R. Astburys *Teubneriana* (1985) hinaus auf einen umfangreichen sprachlichen und sachlichen Kommentar zurückgreifen kann.

Margarethe Billerbeck

**Jürgen Leonhardt: Ciceros Kritik der Philosophenschulen.** Zetemata 103. Beck, München 1999. 229 S.

Der Verfasser möchte mit der vorliegenden Abhandlung einen Mittelweg zwischen der Betrachtung der Gesamtpersönlichkeit des philosophischen Kritikers Ciceros und einer Exegese von Einzelstellen begehen. Die Arbeit gliedert sich in drei grössere Teile: 1. Genauere Analyse der Redepaare des philosophischen Spätwerks. 2. Nachweis darüber, wie Cicero in seinen *Philosophica* von seiner Praxis als Gerichtsredner Nutzen zieht. 3. Abhandlung über die von Cicero oft zitierte *divisio Carneadea*.

*Hort.*, *Fin.*, *Nat. deor.*, *Div.* und *Fat.* enthalten alle eine Rede und eine Gegenrede. Die *disputatio in utramque partem* führt nun aber zum Problem, wie Cicero seine eigene skeptische Ansicht, das *probabile*, darlegen kann. Es gelingt dem Verf. nachzuweisen, dass das quantitative Verhältnis der Reden der sachlichen Gewichtung durch Cicero entspricht. Cicero bedient sich also einer Darstellungsweise, die ihm von seiner Tätigkeit als Gerichtsredner vertraut ist. Anhand einer detaillierten Einzelinterpretation vom zweiten Buch *De finibus* zeigt der Verf., wie Cicero Täuschungsmanöver benutzt und über eine geschickte, zweckgebundene Disposition der Fakten verfügt. Besonders deutlich wird der Nachweis bei *Fin.* 2,78–85, wo es um die *amicitia* geht. Cicero hat die Verbindung von Philosophie und Rhetorik, die er vor allem im *Hortensius* als Ideal anstrebte, nicht nur sich selber, sondern auch anderen Dialogpartnern zugestanden. Ausgehend von Textstellen, in denen die *divisio Carneadea* in ihren vielfältigsten Kombinationen erscheint, erfahren wir im dritten Teil, wie Cicero mit immer ähnlichen Schemen die Probleme der Teloslehre, insbesondere Epikurs, angeht. Das Buch eröffnet viele interessante neue Erkenntnisse über die Arbeitsweise Ciceros, und es wäre nur wünschenswert, wenn aus den Einzelinterpretationen ein zusammenhängender Kommentar entstehen würde.

Laila Straume-Zimmermann

**Virgil: Aeneid 7.** A commentary by Nicolas Horsfall. Mnemosyne Suppl. 198. Brill, Leiden etc. 1999. XLIV, 567 S.

Wie auch schon bei dem in derselben Reihe erschienenen, von M. Billerbeck verfassten Kommentar zu Senecas *Hercules Furens* (1999) schlägt sich in diesem Kommentar zum lange vernachlässigten siebten Buch der *Aeneis* die jahrzehntelange Beschäftigung des Verf. mit dem Autor nieder. Der Verf. zeichnet in einer sehr persönlichen, aber nie peinlichen «Introduction» den mehr als dreissig Jahre währenden Entstehungsprozess nach. Auf Kapitel zur Textgeschichte und zum Aufbau von *Aeneis* VII folgt der neu edierte Text mit einer Prosaübersetzung, die dennoch den poetischen Qualitäten gerecht wird. Der eigentliche Kommentar behandelt enzyklopädisch alle im Text inhärenten Problemstellungen von Sachfragen (Geographie, Namen usw.) über Metrik, Syntax, Wortwahl, zu Motiv- und Wirkungsgeschichte.

Auf eine detaillierte Besprechung, die die Qualitäten in angemessener Weise hervorheben könnte, muss hier leider verzichtet werden. Vielleicht darum kurz etwas zur formalen Gestaltung, deren Studium allen ans Herz gelegt sei, die selbst einmal einen Kommentar verfassen wollen: Nicht nur das Schriftbild (verschiedene Schrifttypen) dient der Leserorientierung, auch auf der Ebene der Zitation von Sekundärliteratur bedient sich der Verf. eines Systems, das die Wichtigkeit eines Beitrages erken-

nen lässt. Wie in seinem *Companion to Virgil* (1995) trifft er damit eine sachorientierte Vorauswahl, die bei der unüberschaubaren Vergil-Literatur gar nicht hoch genug eingeschätzt werden kann. Abgesehen davon, dass durch diese Strategie der Leser in seinem eigenen Urteil, das ja durchaus von H.s Einschätzung abweichen kann, gefordert wird und so die Lektüre des Kommentars unversehens zum Dialog wird. Auch werden Parallelstellen selten unkommentiert zitiert, so dass nicht einmal der Gedanke, man könnte einen mechanisch (etwa computergestützt) gesammelten ‘Stellenfriedhof’ vor sich haben, aufkommen kann.

Was mehr? Der Verf. arbeitet zur Zeit an einem weiteren Kommentar zu einem weiteren Buch der *Aeneis*.

Christine Walde

**Francesca Boldrer:** **L'elegia di Vertumno (Properzio 4,2).** Introduzione, testo critico, traduzione e commento. Supplementi di Lexis 4. Hakkert, Amsterdam 1999. 167 S.

Properzens reiches viertes Buch seiner Elegien-Sammlung ist immer wieder Objekt besonders intensiver Forschungstätigkeit gewesen. Man erinnere sich nur an die Kommentar-Monographien, die sich nur mit einzelnen Gedichten, meistens IV 7 oder IV 11, befassen. Die vorliegende Monographie erschliesst ein weiteres Gedicht, IV 2, die berühmte Vertumnus-Elegie. In der «Introduzione» beschäftigt sich die Verf.in erst mit dem merkwürdigen Gott Vertumnus und den antiken Testimonien; es folgt eine Interpretation der Elegie, die im Umfeld der zeitgenössischen Dichtung verortet wird (sehr hilfreich eine systematische Aufstellung von Allusionen an frühere römische Literatur). Bemerkenswert ist die Rekonstruktion der Textherstellung, die ausgehend von einer genauen Beschreibung der im Falle des Properz sehr komplizierten Überlieferungslage den Versuch unternimmt, die Bemühungen um IV 2 exemplarisch und enzyklopädisch zu dokumentieren (insofern eignet sich dieser Teil der Arbeit ausgezeichnet als Arbeitsmaterial für eine universitäre Veranstaltung zu Textkritik und Textüberlieferung). Zwei Appendices enthalten (1) eine Liste aller bisher vorgeschlagenen Versversetzungen, (2) eine Zusammenstellung aller Konjekturen (mit Publikationsorten).

Der eigentliche Kommentar konzentriert sich nach der umfänglichen «Introduzione», in der gleichsam diskursiv darzulegende Fragestellungen ausgelagert sind, mit vollem Recht auf Sacherklärungen und Dichtersprache.

Christine Walde

**M. Manilio: Astronomica. Libro IV, I, V.** A cura di Dora Liuzzi. Università degli Studi di Lecce. Dipartimento di filologia classica e medioevale. Testi e studi 7–9. Congedo, Galatina 1994, 1995, 1997. 227, 275, 233 S.

Mit Band IV und V kommt Liuzzis [L.] kommentierte Manilius[M.]-Ausgabe zum Abschluss. Noch vor Band V erschien ausserdem erneut der erste Band, den L. bereits dreimal an anderen Orten publiziert hatte (Rom 1979, Lecce 1983 [I+II], Lecce 1990; II u. III erschienen je zweimal: II 1983 u. 1991; III 1988 u. 1992). Jeder der drei hier anzuseigenden Bände umfasst Einleitung, Siglentafel (nach Goold), Abkürzungsliste, reiche Bibliographie, Verzeichnis der Ausgaben und Kommentare, Text mit knappem *apparatus criticus* und ital. Prosa-Übersetzung, exegetisch-kritischen Kommentar, Listen abweichender Lesarten gegenüber Housman (1937), Goold (1985) und Fels (1990) sowie Indices verborum, locorum, nominum. Bd. I ist mehr als ein Nachdruck: ca. 30 seit 1990 erschienene Titel wurden eingearbeitet, eine Reihe von Fehlern korrigiert; ferner änderte L. den M.-Text minimal: Ihre Athetese von 1,611 sowie ihre Änderung 1,682 *latescit* zu *patescit* nahm sie zurück; in 1,430 konjiziert sie nicht länger *nec di horriferum*, sondern jetzt *nec divum hostilem* (schlecht; Komm. z.St. ist z.T. metrisch falsch). Unverändert sind ihre übrigen Konjekturen, die sie 1990 in den Text aufnahm (1,782.815.872; keine überzeugt); eigene Vermutungen setzt sie nun auch in 4,190.417.573 u. 5,106.663 in den Text (nur z.T. erwägenswert). Im übrigen ist die Textgestaltung aber gegenüber Housman (und auch Goold) begrüssenswert konservativ, wenngleich zuweilen Unhaltbares verteidigt wird (ungeachtet der Kritik, die schon Flores, *Latomus* 52, 1993, 159–161 übte). Die Einleitungen und Kommentare weisen erhebliche Schwächen auf, die von allzu knappen astrologischen Sacherklärungen, in denen neue Forschungsergebnisse nicht ausreichend rezipiert sind, bis zu einer Flut von Druckfehlern und anderen formalen Defiziten reichen. Die nicht lemmatisierten Indices verborum sind angesichts der M.-Konkordanz von Wacht (1990) von geringem Wert. Insgesamt keine Ausgabe, die andere Ar-

beiten (Goold, Housman, Hübler usw.) ersetzen könnte, aber eine, die italienischen Benutzern, sofern sie sich mit dem Englischen, Deutschen oder Housmans Latein schwertun, als Einführung einen akzeptablen M.-Text mit meist verlässlicher Übersetzung und einem Grundstock an Erläuterungen bietet.

Stephan Heilen

**Peter Schenk: Studien zur poetischen Kunst des Valerius Flaccus. Beobachtungen zur Ausgestaltung des Kriegsthemas in den Argonautica.** Zetemata 102. Beck, München 1999. 450 S.

Der Titel dieser Kölner Habilitationsschrift verspricht zweierlei: entweder eine Analyse bestimmter Aspekte der poetischen Kunst des Valerius Flaccus oder eine Motivgeschichte des Kriegsthemas in den *Argonautica*, was auch eine anthropologische Untersuchung sein könnte, wie der Epiker den Krieg darstellt und was für Rückschlüsse aus dieser Darstellung auf seine oder eine dem Zeitgefühl entsprechende Einstellung zum Krieg gezogen werden können. Der Verf. geht den ersten Weg, indem er anhand des in den *Argonautica* sehr präsenten Kriegsthemas eine Analyse von Valerius Flaccus' Standort in der römischen Literaturgeschichte versucht. Referenzpunkte der Analyse aller Passagen, die das Kriegsthema vorbereiten oder ausführen, sind die Epen der Vorgänger Homer, Apollonios Rhodios, Vergil und Lucan sowie in geringerem Masse der Epigonen Silius Italicus und Statius. Der Verf. kann zeigen, dass Val. Fl. anders als Apoll. Rhod. das Kriegsthema in den Vordergrund rückt und damit den Argonautenstoff 'vergilisiert' bzw. auf dem Hintergrund der zeitgenössischen Literatur (und Gesellschaft) 'romanisiert' (wobei durch den Rekurs auf Lucan gleichsam ein Kontrapost auch zu Vergils Konzeption geschaffen werde). Auch wenn dieses Ergebnis einleuchtend ist und in den Analysen deutlich herausgearbeitet wird, sei folgendes zu bedenken gegeben: Vielleicht wäre solch ein minutiöser Vergleich zwischen Val. Fl. und anderen Autoren doch in einem thematischen Kommentar, umrankt von verschiedenen interpretativen und literaturgeschichtlichen Essays der Fragestellung, besser zum Tragen gekommen. Auch wird trotz aller Zurückhaltung in den in bezug auf Val. Fl. ja nicht unüblichen Unwerturteilen auch in dieser Studie nicht völlig deutlich, ob er nun als ein veritabler Dichter oder nur ein begabter Kunst-Handwerker angesehen wird, der eine Art Pastiche früherer Epen produziert hat: Allzu unangefochten und selbstverständlich ist für den Verf. Vergils Position als Krönung der römischen Epik.

Nebenbei sei angemerkt, dass das Layout des Buches (Schriftgrösse, Zeilenabstand) ausgesprochen leser-unfreundlich ist.

Christine Walde

**Rhiannon Ash: Ordering Anarchy. Armies and Leaders in Tacitus' Histories.** Duckworth, Londres 1999. X, 246 p.

L'objectif de cette étude est de montrer, au travers d'une analyse comparative, ce qui fait l'originalité et le talent de Tacite dans le traitement des guerres civiles de 68–69 ap. J.-C. L'historien romain s'écarte en effet des *topoi* et des généralisations habituellement employées par les autres sources (César, Appien et Dion Cassius pour les guerres de 49–31 av. J.-C.; Flavius Josèphe, Suétone, Plutarque et Dion Cassius pour les années 68–69 ap. J.-C.), afin de brosser un portrait beaucoup plus subtil et complexe des quatre empereurs, de quelques-uns de leurs collaborateurs (Piso, Caecina, Valens et surtout Antonius Primus) et de leurs armées respectives. Chez Tacite, il n'y a pas de «mauvais» vaincus ni de «bons» vainqueurs, mais des individus, simples soldats, officiers ou candidats au trône, mus par des motifs souvent fort différents, capables du meilleur comme du pire, et entraînés dans une logique infernale de destruction gratuite. L'historien souligne la cupidité des troupes, mais aussi leur attachement et leur dévouement envers Othon et envers Vitellius, et il déplore le manque de loyauté des légats et des centurions, beaucoup plus prompts à se rallier au vainqueur du jour. Tacite refuse de faire de Galba un martyr; il éprouve une certaine admiration pour Othon, qui a trouvé le courage de se suicider dans la dignité pour le bien de l'Etat; il renonce au portrait traditionnel de Vitellius, présenté par les autres sources comme un tyran avide de pouvoir, de sang, de nourriture et d'alcool, pour en faire une victime incomptée des circonstances. Enfin, il donne de Vespasien et de ses fils une image nettement moins flatteuse que celle de la propagande flavienne.

L'auteur aurait peut-être dû développer un peu plus un point abordé dans l'épilogue, et qui fait, à mon sens, l'intérêt principal de son étude: R. A. relève à juste titre le parallélisme dans la structure des

*Annales* et des *Histoires*, qui s'ouvrent, respectivement, par les révoltes de Pannonie et par les guerres civiles de 68–69 ap. J.-C., et qui se terminent, respectivement, par la mort de Néron et l'avènement de Galba, et par la mort de Domitien et l'avènement de Nerva. Elle en déduit que l'un des objectifs de l'œuvre de Tacite pourrait avoir été de proposer une réflexion sur la place de l'armée et le rôle des officiers dans le système du principat et, par conséquent, d'illustrer à la fois la fragilité du système et les mérites de Trajan, qui a su empêcher le retour des guerres civiles à la mort du vieux Nerva. Cette approche est séduisante, et l'on aimerait en savoir plus.

Pierre Sánchez

**M. P. J. van den Hout: A Commentary on the Letters of M. Cornelius Fronto.** Mnemosyne Suppl. 190.

Brill, Leiden 1999. XI, 725 S.

Der Band ist lange erwartet worden. Nicht nur handelt es sich um den ersten Kommentar zu Frontos Briefen überhaupt, sondern van den Hout gibt damit gleichzeitig auch den textkritisch aufdatierten Begleitband zu seiner Teubneriana (1988) an die Hand, welche ihrerseits, revidiert und erweitert, auf der Brill-Ausgabe von 1954 basiert. Von einem Gelehrten, der sich über fünfzig Jahre mit demselben, keineswegs leicht zugänglichen Autor beschäftigte, darf sich der Leser also einiges erhoffen. Und in der Tat verrät jede Seite des Bandes, wie vertraut der Verf. mit Frontos Kultur des Wortes ist. Obwohl der Kommentator prosopographische, chronologische oder ideengeschichtliche Probleme nach Bedarf ausführlich diskutiert, liegt das Hauptgewicht der Exegese erwartungsgemäß auf dem Sprachlich-Stilistischen. In der Bestandesaufnahme und Erklärung des Sprachgutes, besonders was die altertümliche Färbung (Archaismen), die Neuerungen, das Umgangssprachliche sowie die rhetorische Terminologie angeht, hat van den Hout über den Briefwechsel zwischen Fronto und seinem Zögling Mark Aurel hinaus für das Studium des archaistischen Lateins einen wahren Thesaurus geschaffen und ihn durch gute Register erschlossen. Auf diese wird der Leser jedenfalls angewiesen sein, denn Leserfreundlichkeit war nicht des Verf.s erstes Gebot. So folgen z.B. die Lemmata lediglich der Seiten- und Zeilenzahl der Teubnerausgabe; der einzelne Brief wird nicht abgesetzt, geschweige denn, wenigstens in einem kleinen Vorspann, chronologisch eingeordnet oder thematisch vorgestellt. Hier bleibt also noch Raum für künftige Frontoforschung, für welche van den Hout mit seinem Lebenswerk nicht bloss die Grundlage geschaffen, sondern auch einen Meilenstein gesetzt hat.

Margarethe Billerbeck

**Silke Diederich: Der Horazkommentar des Porphyrio im Rahmen der kaiserzeitlichen Schul- und Bildungstradition.** UaLG 55. De Gruyter, Berlin/New York 1999. X, 378 S.

Nach dem Donat-Buch von R. Jakobi liegt nun eine weitere gute Monographie derselben ‘Schule’ zu einem wichtigen Kommentator der Spätantike vor. Porphyrio (P. L. Schmidt, *HLL* 4, 1997, § 446, S. 259–261 – hier noch nicht berücksichtigt – gibt der Schreibweise Porphyriion den Vorzug) ist (im Unterschied zu Donat) weniger an literarischen Fragen interessiert. Die minutiösen Untersuchungen der Verfasserin zeigen deutlich, dass Porph. «in starkem Masse pädagogisch-didaktische Interessen» verfolgte (S. 343); er versuchte in erster Linie, seine Leserschaft rhetorisch weiterzubilden.

Der Gefahr, uns den etwas farblosen (für eine Würdigung des Horaz oft wenig ergiebigen) Scholienstexten ‘katalogartig’ schildern zu müssen, entgeht Diederich, indem sie ihre Textanalysen konsequent auf die Bildungsgeschichte des 2.–4. Jahrhunderts ausrichtet. Porph. wird interessant als typisches Phänomen seiner Zeit: Mit einem beschränkten Horizont in Sacherklärung und ästhetischer Würdigung huldigt er weniger einem sturen Archaismus als einer pädagogischen Tendenz im Sinne Quintilians (s. S. 342f.). Die Terminologie, welche Grammatiker und Rhetoren verwenden, ist bedeutend vielfältiger, als wir es heute gewohnt sind; die Verf.in erschliesst diese ‘Welt’ durch ausgreifende begriffsgeschichtliche Studien und Literatur-Referate. Man beachte die Sachregister.

Einige sinnstörende Versehen hätten noch korrigiert werden sollen: A. 445 Fr. 14 von Wehrli; A. 895 *deficit* (statt *defendit*); A. 1539 Ad. (statt ad.), *proditur* (statt -*tor*) und *Gennad(ius)* statt *Grenad.*; Text S. 340 KGL VI 188,9 (statt VI 6) und *unius* (statt *unus*). Bei den selteneren Abkürzungen fehlt ein striktes System (Ter. Ph./Phor./Phorm.; u.ä.). Aber im ganzen ist das Gebotene zuverlässig.

Heinrich Marti

**Fritz Felgentreu: Claudians praefationes. Bedingungen, Beschreibungen und Wirkungen einer poetischen Kleinform.** BzA 130. Teubner, Stuttgart/Leipzig 1999. 263 p.

L'ouvrage de F. Felgentreu, version légèrement remaniée d'une thèse de doctorat dirigée par le Prof. W. Ehlers, est la première monographie dédiée aux douze préfaces qui parsèment l'œuvre de Claudio. Après une introduction présentant notamment l'état de la question, l'auteur définit le concept de *praefatio* et circonscrit ainsi clairement le champ de son étude. Une partie historique retrace l'évolution de la forme jusqu'aux temps de Claudio. Le noyau de la monographie est consacré à la présentation et à l'interprétation successive des douze préfaces du *corpus*. Le texte reproduit celui de l'édition de J. B. Hall (1985), à l'exception de huit divergences, à propos desquelles l'auteur n'omet pas de s'expliquer. Les chapitres suivants présentent une classification des motifs, tracent le profil général de ces préfaces et analysent leur fonction. Un bref coup d'œil en aval de la tradition littéraire examine leur influence. Une annexe traite la question de l'unicité des *laudes Stilichonis* (Claud. 21 à 24). Suivent une bibliographie choisie ainsi qu'un index complet. Ce livre a le mérite de traiter comme un tout un ensemble de pièces que leur position épars dans le *corpus* conduit plus fréquemment à traiter de manière ponctuelle. La démarche en vaut la peine: elle permet de mieux appréhender l'unité de ces petits poèmes et d'apprécier les multiples variations auxquelles Claudio s'est amusé à les soumettre.

Sophie Guex

**Sophie Guex: Ps.-Claudien, Laus Herculis.** Introduction, texte, traduction et commentaire. Sapheneia 4. Peter Lang, Bern 2000. 244 p.

J. B. Hall's magisterial Teubner text of 1985 now provides a solid basis for work on the major works, the *carmina minora* and the *spuria* which have come down to us under the name of Claudio Claudi-anus, and recent years have seen a number of welcome contributions to the study of this fascinating material. S. Guex has now enriched this growing body of work with an admirable edition of the *Laus Herculis*, an unfinished poem of 137 hexameter verses attributed by some to Claudio but more often considered to be the work of an anonymous author of unknown date. G. provides a new text and translation, a detailed commentary and an introduction in which she deals with the question of authorship and date, transmission, structure, metre, genre, style and literary sources. Whoever wrote this piece knew well her/his Vergil, Ovid, Seneca, Lucan, Statius, Silius Italicus and Claudio, and in her commentary G. has painstakingly tracked down numerous verbal parallels, thereby elucidating the author's manipulation of the language of Latin epic and illustrating the particularities of her/his style. G. is convinced of 'la piète qualité de l'auteur', but in fact her commentary brings to light some clever touches; one example: she correctly states that *flammasque vomentem* at the end of the hexameter in line 135 repeats *flammasque vomentem* at the end of *Aen.* 8.620, but note also that *taurum – flammasque vomentem / corripit* at 135f. is in fact an allusion to *Cacum – incendia vana vomentem / corripit* at *Aen.* 8.259f.; we have here a fusion of some closely interrelated Vergilian lines and a particularly neat piece of learned allusion. This is a fine edition, a worthy addition to the handsome Sapheneia collection, and all who work on Claudio, [Claudio] and 'late' Latin will consult it with profit.

Damien P. Nelis

**Pseudo-Aurélius Victor: Abrégé des Césars.** Texte établi, traduit et commenté par Michel Festy. Les Belles Lettres, Paris 1999. CIX, 302 p.

Le *Petit traité de la vie et du caractère des empereurs, abrégé des livres de Sextus Aurelius Victor, depuis César Auguste jusqu'à Théodose* nous apprend par son titre qu'Aurélius Victor, à défaut d'en être l'auteur, en constitue l'une des sources. L'œuvre anonyme connaît une nouvelle édition de haute qualité procurée par Michel Festy. L'Anonyme puise à deux sources disparues, l'*Histoire impériale* d'Enmann (EKG) et les *Annales* de Nicomaque Flavien l'Ancien, dédiées à Théodose en 389–391; pour F., la première des œuvres prenait fin avec la bataille de Strasbourg en 357, la seconde avec le meurtre de Gratien en 383. F. répartit son analyse entre quatre sections de l'œuvre: (1) Auguste – Domitien: chap. 1–11; (2) Nerva – Élagabal: chap. 12–23; (3) Sévère Alexandre et ses fils: chap. 24–38; (4) Dioclétien – Gratien: chap. 39–47. Il soupèse l'apport, variable selon les sections, de chacune des sources qu'il détecte et décrit. Un traitement particulier est réservé au long chapitre sur Théodose (48), qui pourrait

ne pas être de l'auteur même de l'*Epitomé*: la détection des sources se révèle difficile ; l'éloge final de l'empereur pourrait provenir de Symmaque. Le style de l'œuvre est le reflet de ses sources. L'*Epitomé* n'est pas exempt d'erreurs historiques, qui, le plus souvent, remontent précisément à ses sources, mais sont dues parfois à des confusions de la part de l'auteur. L'opuscule est aussi riche en informations historiques uniques, répertoriées en annexe à l'édition. L'auteur est un païen, très probablement de Rome, animé de sympathies prosénatoriales, rivé sur ses sources, qui centre son intérêt sur l'histoire des empereurs plutôt que sur l'histoire de l'Empire. Il regarde la culture comme une condition indispensable du bon gouvernant, glorifie Théodose, le souverain accompli, s'attarde sur la mort des empereurs et sur les usurpations. Il n'est pas exclu que l'œuvre ait servi à perpétuer la mémoire de Nicomaque et de Symmaque et qu'elle ait été rédigée entre 402 et 408. Elle apparaît comme une glorification de la dynastie théodosienne et une invitation faite à Honorius de suivre l'exemple de son père. L'auteur ne cède pas au pessimisme de la décadence et conserve sa confiance dans le pouvoir.

Philippe Bruggisser

**Eutrope: Abrégé d'histoire romaine.** Texte établi et traduit par Joseph Hellegouarc'h. Les Belles Lettres, Paris 1999. LXXXV, 274 p.

La longue introduction aborde les principales questions qu'il est d'usage de traiter en tête d'une édition, dont bien sûr la tradition manuscrite, et se conclut par une bibliographie générale de six pages. Eutrope ayant été *magister memoriae*, il est plusieurs fois question de lui comme «archiviste» (p. XLIII–XLIV; LIII), et on relève son intérêt pour les listes et les chiffres. Ce terme est profondément ambigu, et peut égarer le lecteur non prévenu en lui faisant croire qu'Eutrope aurait en personne compulsé des documents originaux pour rédiger son *Abrégé*, ce qui n'est évidemment pas le cas. On se rabat dès lors sur les six pages consacrées aux sources (XXIVsqq.), et on regrette d'y voir abondamment cité le livre complètement erroné de W. den Boer, *Some Minor Roman Historians* ... (1972). Sont mentionnées brièvement diverses théories, par exemple celle de l'*Epitome Liuiana* ou celle de la *Kaisergeschichte* d'Enmann, mais sans qu'il soit question de toutes les controverses qui se développent autour de ces hypothèses, ni *a fortiori* que les données des problèmes en question soient exposées et évaluées. On lit p. LV que, pour la période impériale, à la fin de chaque règne, la durée de celui-ci et la durée de vie du souverain sont indiquées. Cela n'est en réalité vrai que pour une partie des règnes. Selon une habitude peu appréciée du lecteur, et heureusement non systématique dans la CUF, les notes sont réparties entre le bas des quelque 140 p. de traduction et une centaine de p. en fin de vol. Je puis répéter à propos de cette annotation ce que j'ai écrit sur celle qui accompagne l'Eutrope de F. L. Müller (dans la présente revue, 55, 1998, 237): pour celui qui commente un abréviateur, c'est une tâche sans limites et sans profit d'en compléter les données, ce qu'il faut faire, c'est dégager les spécificités, identifier les traditions, mettre en évidence les choix. Hélas, les notes de H. ne sont à cet égard pas beaucoup plus enthousiasmantes que celles de Müller. Deux exemples: 1) Le jugement sur Constantin; H. cite à son propos le livre suggestif de V. Neri, *Medius princeps*, 1992 (p. XXXVIII n. 184); dans l'annotation en revanche de 10,7,1 où paraît ce jugement, celui-ci n'est pas remis dans le contexte des sources parallèles, qui seul lui donne du relief. 2) A propos des conséquences dramatiques de la mort de Julien et des responsabilités de Jovien dans la paix de 363 avec les Perses (10,17), les notes ne renvoient pas aux textes parallèles (Festus, Ammien, Zosime), étonnamment proches et soulevant une délicate question de sources. Dans ces conditions, on conseillera au lecteur, du moins pour les livres 7–9, de consulter plutôt le commentaire de St. Ratti (*Les empereurs romains d'Auguste à Dioclétien dans le Bréviaire d'Eutrope*, Annales Univ. Franche-Comté, 1996), en formulant le souhait que ce dernier complète son commentaire pour les livres 1–6 et 10. La Collection des Universités de France achève ainsi la publication des quatre abréviateurs latins du dernier tiers du 4<sup>e</sup> s. Dans ce quadrigé, il y a un pur-sang, l'édition de l'*Abrégé* de Ps. Aurélius Victor, par M. Festy, et trois canassons.

François Paschoud

**Ammien Marcellin: Histoires.** Tome 6: **Livres XXIX–XXXI.** Index général, introduction, texte et traduction par Guy Sabbah, notes par Laurent Angliviel de la Beaumelle. Les Belles Lettres, Paris 1999. LXVI, 307 p., 2 cartes.

Voici, trente et un ans après la parution du premier volume, achevée l'édition «Budé» d'Ammien, qui a occupé trois générations de latinistes français, d'E. Galletier († 1965) à J. Fontaine et G. Sabbah, pour ne nommer que les principaux maîtres d'œuvre. L'introduction (p. VII–LXVI) examine la structure des livres 29–31, les reflets de l'ambiance contemporaine qu'on y trouve, leur date de publication et leurs spécificités au niveau de la tradition manuscrite. L'étude sur la chronologie est substantielle, expose bien les données du problème, et aboutit à une solution solidement argumentée (l. 31 écrit en 394–395). Les 590 notes, regroupées en fin de volume, y occupent les p. 161–294. Le livre est complété par un index des notes (p. 295–301), un index général des noms propres pour les 18 livres conservés d'Ammien (p. 303–307) et deux cartes. Les notes exposent clairement les données des problèmes sans toujours trancher. Ainsi par exemple pour la date du massacre des otages goths organisé en Asie Mineure (n. 586), où n'est cependant pas citée l'étude de C. Zuckermann (*T&MByz* 11, 1991, 473–486): on y trouve allégués des arguments nouveaux qui permettent apparemment de se décider en faveur de 379. La question des sources n'intéresse guère G. S. et son collaborateur. Nicomaque Flavien, banni de l'index des notes, n'est sauf erreur mentionné qu'à la n. 305 à propos de l'hypothèse formulée en 1973 par J. Schlumberger concernant 30,7,2. Dans cette même perspective, M. Festy a soulevé un lièvre d'importance dans sa récente édition de l'*Epitome de Caesaribus* (CUF, 1999, 221–222): à propos de la mort de Valens, il y a de troublantes rencontres d'expression entre Jérôme (*chron.* p. 249 Helm), l'*Epitome* 46,2 et Ammien 29,1,15; 31,12–15; il n'en est pas question dans les notes correspondantes du volume ici examiné. Le problème des sources étant identiquement escamoté dans le livre récent de T. D. Barnes (*Ammianus Marcellinus and the Representation of Historical Reality*, Ithaca/London 1998), je me convaincs de plus en plus qu'il mériterait d'être repris à la base sur une large échelle. Il est cependant clair que ces remarques sont dictées par un intérêt très orienté vers certaines questions, et qu'un commentaire de dimensions limitées pour un texte aussi long et difficile ne saurait tout dire. Globalement, cette nouvelle édition répond pour l'essentiel à ce que cherche un lecteur exigeant, et conclut dignement la publication du plus grand historien de l'antiquité tardive dans la CUF, dont elle constitue incontestablement, malgré d'inévitables inégalités résultant de la diversité des auteurs, un fleuron.

François Paschoud

**Axel Brandt: Moralische Werte in den Res gestae des Ammianus Marcellinus.** Hypomnemata 122.

Vandenhoeck & Ruprecht, Gottinga 1999. 447 p.

Il presente volume raccoglie i frutti maturati dalla minuziosa e certosina indagine che l'autore ha condotto sull'opera di Ammiano, alla ricerca di quei valori morali che, trovando piena cittadinanza nella storiografia romana, permettono di definire la società nel suo evolvere. Partendo dai necrologi imperiali di Costanzo, Giuliano, Valentiniano e Valente, Brandt cataloga e presenta in modo sistematico, distribuendoli in nove distinte categorie, i *bona* e i *vitia* (p. 21–60), per poi riprenderne l'esame in una «Sinossi» (p. 61–87), la cui lettura risente, come per il precedente capitolo, (nonostante l'avvertenza a p. 21) della comunque fastidiosa ripetizione di passi latini e di considerazioni varie, esposte a più riprese nel volgere di brevi spazi. È tuttavia nel capitolo successivo (p. 89–421), il più significativo per contenuto, ampiezza e struttura, che la trattazione del tema raggiunge il suo apice. Tramite lo studio del ruolo spettante ai valori morali enunciati nelle *Res gestae*, l'autore analizza nel dettaglio i campi nei quali essi trovano applicazione, predisponendo per ognuno di loro un utile riassunto e un conciso raffronto tra l'*habitus animi* delle figure proposte in Ammiano e l'uso linguistico dei corrispondenti vizi e virtù espressi in Tacito, nell'*Historia Augusta* e nei *Panegyrici Latini*. Chiudono l'accurato volume tre appendici (p. 422–447): una bibliografica, estremamente ricca nonostante la lamentabile assenza di A. Selem («A proposito della figura di Giuliano in Ammiano», in *QILL* 1, 1979, 131–170); un'altra recante l'elenco alfabetico delle espressioni e dei concetti notevoli e infine una in cui sono enumerati i passi antichi. Nel suo insieme l'opera rappresenta un valido contributo alla conoscenza dell'effettivo ruolo che le singole virtù e vizi hanno rivestito per quel periodo e uno stimolo ad approfondire la tematica presso altri autori tardoantichi.

Massimo Lolli

**Récits inédits sur la guerre de Troie. Iliade latine, Ephéméride de la guerre de Troie, Histoire de la destruction de Troie.** Traduits et commentés par Gérard Fry. Les Belles Lettres, Paris 1998. 421 p.

Dans cet ouvrage, G. Fry présente trois textes qui ont été, pendant toute l'époque médiévale, les sources principales de la légende troyenne accessibles en Occident. Il s'agit d'abord de l'*Iliade latine*, œuvre anonyme qui voulait, en retravaillant et en raccourcissant le texte de l'*Iliade*, faire connaître cette œuvre à un public latin peu ou pas familier avec l'original grec. Suivent deux autres textes en prose, l'*Ephéméride de la guerre de Troie*, dont l'original est attribué à Dictys de Crète, et l'*Histoire de la destruction de Troie* par Darès le Phrygien, dont on n'a également conservé que la version latine. Tous deux sont des canulars qui prétendent reformuler le récit des textes homériques.

Après un avant-propos général, G. Fry donne une introduction particulière pour chaque texte, dans laquelle il explique les enjeux relatifs à l'œuvre, abordant notamment les questions d'auteurs souvent peu claires, en particulier pour le texte de l'*Iliade latine*. Les deux textes en prose, l'*Ephéméride de la guerre de Troie* et l'*Histoire de la destruction de Troie*, soulèvent des difficultés qui découlent du fait que, pour ces deux ouvrages, le texte de l'original grec est perdu ou restitué de façon extrêmement fragmentaire. Ainsi, seule la traduction latine nous est parvenue et elle constitue la base de la traduction française que G. Fry propose. Celle-ci tient compte des particularités de cette langue latine qui est toutefois imprégnée de tournures de l'original grec. Le latin trouvé dans ces textes, nous rappelle-t-il, est le fruit d'une traduction, voire même d'un processus d'abréviation. Pour l'*Iliade latine*, œuvre en vers, G. Fry donne également une traduction en vers où il se propose de conserver la densité verbale du texte latin pour rendre ainsi le français plus naturel sans pour autant trop allonger le texte français par rapport au latin.

Finalement, chacune des traductions est accompagnée de notes fouillées qui font référence d'abord à des éléments internes et qui démontrent également, dans la mesure du possible, le rapprochement ou la déviation par rapport au texte homérique et à la tradition épique. Alexandra Trachsel

**Alexander Arweiler: Die Imitation antiker und spätantiker Literatur in der Dichtung 'De spiritualis historiae gestis' des Alcimus Avitus.** Mit einem Kommentar zu Avit. carm. 4,429–540 und 5,526–703. UaLG 52. De Gruyter, Berlin/New York 1998. XI, 384 p.

Cette thèse de doctorat de l'université de Bonn est surtout un ouvrage de consultation qui s'inscrit dans le courant actuel de l'étude littéraire de l'antiquité tardive considérée *ex suo proprio genere* dans la continuation des travaux de R. Herzog. Après une introduction concise qui situe le poème dans l'histoire événementielle et littéraire de la fin de l'antiquité, la première partie «Exegese und Poesie» envisage l'épopée d'Avit selon trois niveaux de lecture: le *sensus spiritualis*, qui s'appuie sur l'exégèse typologique usuelle de la continuité des deux Testaments, fonde l'unité du poème; le *sensus moralis* donne l'occasion d'une étude, un peu rapide parfois, de la mise en œuvre rhétorique, et le *sensus historicus* permet de faire un parallèle fort pertinent entre les représentations figurées des épisodes bibliques et le texte d'Avit. Dans la deuxième partie, l'a. fait un commentaire philologique très détaillé de deux passages représentatifs: le récit du déluge et la traversée de la mer Rouge. La troisième partie «Imitationstechniken und -strategien» passe en revue toutes les sources d'inspiration afin d'analyser la mise en œuvre de l'*imitatio* dans les deux passages étudiés. On aurait souhaité une conclusion générale qui dégage clairement la finalité de l'utilisation des techniques littéraires minutieusement étudiées ici: Avit exprime en effet clairement dans la fin du chant 4 sa défense du dogme catholique face à la conception arienne.

Nicole Hecquet-Noti

**Heinz Hofmann (éd.): Latin Fiction. The Latin Novel in Context.** Routledge, Londres/New York 1999. XI, 277 p.

Ces dernières années ont vu la parution d'un nombre important d'ouvrages généraux consacrés au roman antique et de recueils de publications plus ou moins spécialisés, qui ont grandement contribué à la connaissance d'un genre littéraire longtemps négligé. *Latin Fiction* constitue la meilleure introduction au monde du roman latin actuellement disponible et les pages initiales de H. Hofmann contiennent à ce propos de précieuses informations de caractère général. L'originalité majeure de l'ouvrage réside dans l'extension du corpus pris en considération. Si les romans de Petron. et d'Apul.

se taillent la part du lion (10 des 16 articles leur sont consacrés), d'autres œuvres traditionnellement exclues du canon (e.g. les romans de la guerre de Troie, les textes latins traitant de la vie d'Alexandre, les Actes apocryphes des Apôtres) sont l'objet d'études parfois très pointues. Certains articles, en revanche, (en part. parmi ceux concernant Petron. et Apul.) ont essentiellement pour qualité d'offrir un aperçu général et succinct des différents problèmes posés par les différentes œuvres; même s'ils fournissent les références bibliographiques les plus récentes, on peut parfois y regretter l'absence de réflexions nouvelles. Le contexte immédiat qui a vu la naissance de ces textes fictifs n'est pas le seul à être pris en considération. Plusieurs études touchent à l'histoire de leur réception et l'analyse de C. Connors concernant l'insertion des vers dans la prose des *Satyrica* est exemplaire de l'utilité que peut avoir ce type d'approche dans l'interprétation d'un texte antique. Danielle van Mal-Maeder

**Eckard Lefèvre: Studien zur Struktur der 'Milesischen' Novelle bei Petron und Apuleius.** Akademie der Wissenschaften und der Literatur Mainz. Abhandlungen der geistes- und sozialwissenschaftlichen Klasse 1997,5. Steiner, Stuttgart 1997. 100 p.

Dans cet ouvrage, L. analyse quelques récits secondaires des romans de Pétrone et Apulée, ceux que la critique considère généralement comme étant des milésiennes. L'intention de l'auteur est de mettre en valeur l'originalité des Romains dans leur adaptation de leurs sources grecques. Pour L., ces récits présentent tous une structure en deux parties: la 1<sup>e</sup> constitue le récit grec d'origine, la 2<sup>e</sup> une adjonction proprement romaine. Son analyse souffre d'une systématisation excessive et se réduit trop souvent à une simple recherche des sources; le tout fait bien peu honneur aux capacités d'invention et à l'originalité des auteurs romains. A en croire L., la raison motivant ceux-ci à accoler une fin nouvelle à un original grec réside dans leur désir de surprendre leur auditoire, familier des milésiennes. Il est regrettable que l'a. n'aborde pas la question de l'insertion de ces récits dans l'ensemble de l'œuvre: se pourrait-il que leur adaptation trouve précisément sa justification à l'intérieur du récit principal? Reprendre, enfin, près d'un demi-siècle plus tard des thèses telle celle de B. Perry, selon lequel Apul. n'était soucieux que de l'effet immédiat à produire, inconscient des conséquences que ses contaminations de matériel entraînaient, n'est certainement pas pour servir la cause de la littérature latine (e.g. p. 56s.; p. 72). Les études récentes (peu familières à L., comme le révèle sa bibliographie) ont pourtant abondamment montré l'habileté des techniques narratives de cet auteur.

Danielle van Mal-Maeder

**Jo-Ann Claassen: Displaced Persons. The Literature of Exile from Cicero to Boethius.** Duckworth, London 1999. VIII, 352 S.

Die literaturwissenschaftliche Studie zu den Exilwerken von Cicero, Ovid, Seneca, Dio Chrysostomos und Boethius, die durch verschiedene Umstände eine Zeitlang fern von Rom ihr Dasein fristeten, ist ein Komplementär zu etwa der eher phänomenologischen Monographie von E. Doblhofer, *Exil und Emigration. Zum Erlebnis der Heimatferne in der römischen Literatur* (1987) (dessen [diskussionswürdige] Intention allerdings vermutlich von der Verf.in missverstanden wurde; vgl. S. 1, die Übersetzung von 'Heimatferne' mit «homesickness»).

Im Zentrum stehen die Formen und Möglichkeiten literarischer Verarbeitung des Exils, was in vier Schritten unternommen wird, die jeweils um einen anderen Aspekt von «person» kreisen: In Teil 1 wird eine Aussenansicht auf Exil und Exilierte und Themen wie Formen des Exils, Quellen, Personenkreise untersucht. Während in dieser Hinsicht Doblhofer sicherlich das reichere Material bietet, ist in der Darlegung, inwieweit die Beschreibung imaginärer Orte der Abwesenheit von der Realität, etwa der Ideallandschaften der Bukolik, zur Topik der Exilliteratur beitragen konnte, innovativ und bedenkenswert. Teil 2 wendet sich der Dialogsituation zu, in der die Exilierten mit realen oder imaginären Daheimgebliebenen in Kontakt treten, wodurch insb. die Briefliteratur neue Impulse erhalten hat. Teil 3 gilt der Ich-Erzählung und somit dem subjektiven Gefühl der Exilierten (z.B. soziale und intellektuelle Isolation; Beschreibungen des Exilorts). Teil 4 entfaltet auf der Basis von Teil 1–3 eine Art Phänomenologie der Exilliteratur und wirft einen kurzen Blick auf die Rezeption der antiken Referenztexte in späteren Jahrhunderten (merkwürdigerweise unter Auslassung der deutschen Emi-

granten während des Dritten Reichs). In allen Teilen spielt Ovid gleichsam als Schöpfer des (literarischen) Exils zu Recht eine hervorragende Rolle.

In vieler Hinsicht ist Claassens Untersuchung eine luzide Synthese vorangegangener Studien und Forschungsansätze zum Exil in der Antike, eine Leistung, die angesichts der Notwendigkeit einer Materialaufbereitung auch für Interessierte anderer Wissenschaften nicht gering geachtet werden darf. Ähnlich wie Doblhofers Phänomenologie einen wesentlichen Beitrag zur sich als veritables Forschungsgebiet etablierten Exilforschung leistet(e), kann auch Claassens Studie im ‘innerfachlichen’ und interdisziplinären Dialog Impulse zu weiterem Nachdenken und Weiterforschen geben.

Christine Walde

*J. Chr. Dumont/M.-H. François-Garelli: Le théâtre à Rome. Le Livre de Poche, Références 549. Librairie Générale Française, Paris 1998. 250 S.*

Das handliche Bändchen behandelt ohne Anmerkungen und sonstiges wissenschaftliches ‘Beiwerk’ die Geschichte des römischen Dramas von Livius Andronicus bis zu Seneca mit einem knappen Ausblick auf die Rezeptionsgeschichte. Lateinkenntnisse werden nicht vorausgesetzt; Stücktitel und Zitate aus den lateinischen Werken werden immer in französischer Übersetzung gegeben. Das Zielpublikum dürfte demnach in erster Linie nicht unter klassischen Philologen, sondern in den angrenzenden Fächern und in einem allgemeinen, interessierten Leserkreis zu suchen sein, obwohl die Darstellung der erhaltenen Stücke auch für Studierende der Latinistik – jedenfalls um einen ersten Überblick zu erhalten – von Nutzen sein könnte. Positiv hervorzuheben ist, dass auch auf die fragmentarisch erhaltenen Autoren (Ennius, Pacuvius, Accius) eingegangen und die populären Gattungen (Atellane, Mimus, Pantomimus) vorgestellt werden. Die Bibliographie enthält vorwiegend französische, italienische und englische Titel. Auf deutschsprachige Sekundärliteratur wird kaum verwiesen, teilweise in bizarr entstellter Form (H. Reich, S. 221); wichtige deutschsprachige Gesamtdarstellungen zum römischen Theater fehlen (z.B. E. Lefèvre [Hrsg.], *Das römische Drama*, Darmstadt 1978).

Bernhard Zimmermann

**La biographie antique.** Huit exposés suivis de discussions par S. M. Maul, E. Bresciani, W. Berschin, M. Beard, A. Dihle, L. Piccirilli, G. W. Bowersock, R. Goulet. Introduction de W. W. Ehlers. Entretiens préparés et présidés par W. W. Ehlers. Fondation Hardt, Vandœuvres/Genf 1998. 290 S.

Der Titel dieses Buches ist im Verhältnis zu dem, was es leistet, bescheiden. Denn es ist keineswegs nur mit dem befasst, was wir im Kernbereich der Altertumswissenschaften, der Klassischen Philologie bzw. Alten Geschichte, unter ‘Biographie’ verstehen, also bei näherer Betrachtung mit unter Umständen sehr heterogenen Sachverhalten. W. W. Ehlers umreißt in seiner umsichtigen und klaren Einleitung das Feld dessen, was ‘Biographie’ (z.B. literarische oder gar wissenschaftliche Darstellung eines Lebenslaufs oder literarische Gattung usw.) bedeuten kann und formuliert die dem Sammelband (und der Tagung) zugrundeliegende Frage, inwieweit der «Begriff in seiner gängigen Bedeutung überhaupt interkulturell anwendbar sei» (S. 3). Entsprechend breit ist das Spektrum der Einzelbeiträge: Neben althistorischen und philologischen Untersuchungen zur Biographie (prägnant als Gattung der antiken Literatur gefasst: Dihle), bestimmten Biographien (Philosophenvita: Goulet; Caesaren-Vita: Bowersock) und zu lebensgeschichtlichen Äußerungen allgemein (Inschriften: Beard) und ihrer möglichen Aussagekraft für die Mentalität der Zeit (Piccirilli) treten Artikel, die der Problemstellung im Rahmen der Altorientalistik (Maul), der Ägyptologie (Bresciani) und der Mediävistik (Berschin) nachgehen.

Auch wenn mit Auswahl der Themen und dem vorgeschriebenen Umfang der Beiträge eine umfängliche Darlegung des Forschungsstandes der Einzeldisziplinen oder Vorstellung der relevanten Zeugnisse kaum möglich war, wird dem Leser und der Leserin doch ein Einblick gegeben in eine lebendige Forschungsdebatte, die sich mit dem Menschen und den Medien seiner Selbstdarstellung, also letztlich mit Gedächtnis und Erinnerung in verschiedenen Kulturen und Epochen, befasst und von daher in hohem Maße anthropologisch ist. So liegt mit diesem Sammelband ein *specimen* einer im guten Sinne modernen Altertumswissenschaft vor, die den Kontakt zu anderen Disziplinen bewusst sucht und in einem interdisziplinären Dialog die Moderation übernimmt. Um so trauriger, dass

dieses Buch nicht in einer erschwinglicheren Ausgabe, etwa als wissenschaftliches Taschenbuch, auch einem breiteren Publikum zugänglich gemacht ist.

Christine Walde

**Susanne Aretz: Die Opferung der Iphigeneia in Aulis. Die Rezeption des Mythos in antiken und modernen Dramen.** BzA 131. Stuttgart/Leipzig, Teubner 1999. 553 S.

Die «leicht überarbeitete Fassung» (Vorwort) der Dissertation von Frau Aretz (= A.) behandelt die Bearbeitung des im Titel erwähnten Sagenstoffes durch Euripides (S. 91–229), Ennius (S. 231–288), J. Racine (S. 289–356) und G. Hauptmann (357–462). Am ausführlichsten äussert sich A. zu Euripides, da sie für jede Szene dieses Stücks eine interpretierende Zusammenfassung gibt. Der Behandlung des Stoffes bei den vier Autoren sind die Kapitel «Religionswissenschaftliche und mythologische Grundlagen» (21–46) und «Die Opferung der Iphigeneia von Homer bis Euripides» (47–88) vorangestellt. Das Kapitel «Schlussbetrachtung» (463–496), das Literaturverzeichnis sowie ein Sach- und ein Namenregister beschliessen die voluminöse Arbeit. Auf den Seiten 472–495 fasst A. unter dem Titel «Variierende Motive und die spezifischen Aussageabsichten» die Gesichtspunkte zusammen, die in den Einzeluntersuchungen herausgearbeitet wurden, z.B. Agamemnons Schuld, die Hochzeitsintrige, das Heer, der Diener, insgesamt 24 Motive. – Die Lektüre wird durch die Länge der Arbeit erschwert: A. bringt viel Material, das für die Untersuchung nicht notwendig ist (Skizze zur Mythologiegeschichte, Theorien zum Opferritual, Jansenismus, lange Anmerkungen, in denen Material aneinandergereiht wird); sie erweitert den Text durch Ergänzungen, die überflüssig sind (warum z.B. S. 483 nach dem Text «den aischyleischen Mann der Tat» noch eine Autor- und Werkangabe?). Zitate nachzuprüfen wird dadurch erschwert, dass manchmal mit Namen, manchmal mit Siglen gearbeitet wird, die im Literaturverzeichnis nur versteckt auffindbar sind (z.B. versteht man CA erst, wenn man im Literaturverzeichnis unter Gerhart Hauptmann auf die Auskunft gestossen ist, dass CA die «Centenaar-Ausgabe» der Werke Hauptmanns meint). Diese und viele andere Erschwernisse wären vermieden worden, wenn einer der Herausgeber der Reihe die Arbeit systematisch betreut und die Verfasserin zu einer wesentlichen Straffung veranlasst hätte.

Alois Kurmann

**Petra Hass: Der locus amoenus in der antiken Literatur.** Zu Theorie und Geschichte eines literarischen Motivs. WWB, Bamberg, 1998. 166 p.

Le thème du lieu charmant, qui traverse toute la littérature grecque et latine, méritait de faire l'objet d'un examen dans une perspective historique. C'est ce que propose P. Hass dans son récent livre, se démarquant de la définition donnée par E. R. Curtius dans le chapitre qu'il consacre au paysage idéal dans *Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter* (1954) et de l'ouvrage fondateur de G. Schönbeck, *Der locus amoenus von Homer bis Horaz* (1962). Selon P. Hass, ces définitions, qui dressent la liste des composantes indispensables au *locus amoenus*, sont insuffisantes, car elles excluent certains paysages idéaux dont l'ambiance générale a pourtant tout pour charmer les sens, en dépit de l'absence d'un élément ou l'autre. A cette approche normative, P. Hass préfère une histoire du *locus amoenus* dans la littérature antique. Son examen prend pour point d'ancrage les textes fondateurs d'Homère et Hésiode. Y décelant les archétypes d'un paysage idéal (bois sacré, grotte, jardin, etc.), elle décrit ensuite, par balayage chronologique, une série de textes où tout ou partie des éléments des textes homériques ou hésiodiques réapparaissent, y étudie les similitudes par rapport à ces modèles, selon le principe antique de l'*imitatio*, pour cerner le phénomène du *locus amoenus* dans sa globalité. Chaque chapitre se clôt par un bref répertoire livrant une vue d'ensemble de l'histoire du motif étudié. L'étude se termine par deux chapitres sur les thématiques annexes des Iles Fortunées et de l'Age d'Or qui complètent ce panorama en définissant ce que le *locus amoenus* n'est pas. Le corpus des textes étudiés couvre autant la prose que la poésie, de la littérature grecque comme latine, dans une tranche chronologique allant du 8<sup>e</sup> siècle av. J.-C. au 5<sup>e</sup> s. ap. J.-C. et dans des genres littéraires aussi variés que la bucolique, l'élegie, la tragédie, l'épopée ou encore le roman. L'examen se limite toutefois à la littérature païenne et omet la production d'obédience chrétienne. Un utile résumé du contenu des passages traités complète cette enquête, à défaut d'un index thématique qui permettrait un maniement plus aisné de l'ouvrage. On regrettera aussi l'absence de textes originaux, ce d'autant plus que l'*imitatio* repose non seulement sur des images, mais aussi sur un vocabulaire choisi et évocateur de

félicité. Tout amoureux de littérature se réjouira néanmoins de cette approche élargie et renouvelée du paysage idéal.

Laure Chappuis Sandoz

**Alessandra Manieri: L'immagine poetica nella teoria degli antichi. *Phantasia ed enargeia*.** Filologia e Critica 82. Istituti Editoriali e Poligrafici Internazionali, Pisa/Rome 1998. 233 p.

Prolongeant une série de recherches qui s'intéressaient au vocabulaire de la représentation et de la perception chez Simonide (*Rudiae* 1990) et au rapport poésie/peinture dans les théories littéraires antiques (*QUCC* 1995), cette nouvelle étude d'A. M., plus conséquente que les précédentes, s'intéresse à deux termes clés de cette thématique: φαντασία (1<sup>e</sup> partie) et ἐνάργεια (2<sup>e</sup> partie). Partant d'une rapide analyse étymologique et étudiant l'usage et l'évolution sémantique de ces deux termes dans des domaines aussi différents que la philosophie, l'histoire, la rhétorique ou la critique littéraire, A. M. tente de comprendre certains aspects fondamentaux des théories antiques de l'imagination et de la représentation mentale.

Qualité objective et subjective, confondant au fil du temps les sens d'*apparence, image, vision* et *faculté imaginative*, la φαντασία a été au centre d'un débat sur les potentialités visualisatrices d'une langue qui peut donner à voir tout en se donnant à entendre. Si l'on peut trouver dans le traité *du Sublime* l'intuition d'une φαντασία en tant qu'*imagination créatrice*, il faut souligner que, jusqu'à cette époque et encore dans ce traité, les penseurs grecs se sont avant tout intéressés à la dimension mimétique de la langue capable d'établir un lien entre les images extérieures et les images mentales. Ainsi l'ἐνάργεια, qui qualifie cette force visualisatrice de la langue a-t-elle été considérée comme une qualité essentielle non seulement de la poésie et de la rhétorique, lorsqu'elle contribue à susciter l'émotion, mais aussi d'une tradition historiographique qui privilégie le témoignage visuel. Malgré un balayage des genres et des époques qui va jusqu'à la rhétorique romaine, l'étude a le défaut de se limiter trop exclusivement au seul corpus des citations contenant les occurrences des termes envisagés: la préoccupation sémantique entraîne parfois une absence de distance qui aurait pu rendre l'exposé des problèmes théoriques plus clair.

David Bouvier

**J. Chadwick/L. Godart/J. T. Killen/J.-P. Olivier/A. Sacconi/I. A. Sakellarakis: Corpus of Mycenaean Inscriptions from Knossos.** Vol. 4 (8000–9947) and Index to Volumes I–IV. Incunabula Graeca 88/4. Cambridge University Press/Istituti Editoriali e Poligrafici Internazionali, Cambridge etc./Pisa/Rom 1998. 295 S., zahlr. Abb.

Mit diesem vierten Band findet ein Musterbeispiel der Editionstechnik einen Abschluss: das Gesamtkorpus der im Museum von Iraklion aufbewahrten Linear B-Täfelchen von Knossos (Bd. 1: Nr. 1–1063, 1986; Bd. 2: 1064–4495, 1990; Bd. 3: 5000–7999, 1997). Für jedes der fast 10 000 Stücke (sofern noch existent) ist neben der genauen Zitiernummer (mit der thematischen Zuordnung, z.B. Nr. 9122 wegen des Restes eines Pferde-Ideogramms zur «Pferde-Serie» Sc) eine Photographie von ausgezeichneter Qualität, eine Zeichnung im Massstab 1:1, eine Transkription und ein kurzer kritischer Apparat beigegeben. Im vorliegenden Band sind die Indizes als besonders nützlich hervorzuheben: S. 219ff. werden zusätzliche «Joins» aufgeführt, die teilweise erheblich verbesserte Textfassungen erlaubt haben, S. 233ff. sind die Tafeln (aller Bde.) den Schreiberhänden zugeordnet, S. 243 sind die Serien definitiv aufgelistet (z.B. die Nummern, die nach heutigem Wissen zu Sc gehören) und S. 249ff. die «Sets» (Untergruppen der Serien). S. 255ff. schliesslich folgt der Hauptindex, wo alle Nummern (auch verlorene, zu Joins verwendete usw., die im Hauptteil meist ausgelassen sind) aufgeführt sind. Je eine Liste der Siegel (S. 289) und der nicht in Iraklion befindlichen Stücke (S. 291), Tabellen der Syllabo- und Ideogramme (S. 293f.) sowie Corrigenda zu den ersten drei Bänden (bemerkenswert wenige!) beschliessen diesen grossartigen (und teuren) Band. Das Vorwort hat noch John Chadwick verfasst, wenige Monate vor seinem Tod († 24.11.1998).

Rudolf Wachter

**Steinepigramme aus dem griechischen Osten.** Hg. von Reinhold Merkelbach und Josef Stauber. Bd. 1: **Die Westküste Kleinasiens von Knidos bis Ilion.** Teubner, Stuttgart/Leipzig 1998. XV, 647 S., div. Karten.

Das Erscheinen des ersten dieses auf mehrere Bände angelegten Werkes ist ein Markstein, handelt es sich doch nach Georg Kaibels (1878) veralteten und Werner Peeks (1955) gescheiterten Bearbei-

tungen um den längst überfälligen Versuch, den weit verstreuten, ungeheuren Reichtum des hellenistisch-römischen Ostens (Kleinasien, Syrien und Palästina) an griechischen Versinschriften auf Stein in einer modernen Edition auszuschöpfen. Bd. 1 gibt 743 Texte aus 88 verschiedenen Orten nach geographischer Gliederung der Landschaften Westkleinasiens. Die Sammlung erstreckt sich zeitlich vom 5. Jh. v. bis ins 6. Jh. n.Chr., wobei die weit überwiegende Anzahl der römischen Kaiserzeit entstammt – für sich schon ein eindrückliches Zeugnis der intensiven Hellenisierung des Oriens Romanus. Sprache und Inhalte der Gedichte bieten vielschichtiges Quellenmaterial für fast alle Zweige der Altertumswissenschaft, gattungsmässig handelt es sich um Grab-, Weih- und Ehrenepigramme, letztere insbesondere für Bauherren. Die Lemmata mit Kurzangaben, Text, Übersetzung, textkritischen Anmerkungen, gelegentlich Photos, kennzeichnen lakonische Kürze und Konzentration auf das Sprachliche. Auch wenn es zu vielen Einzelheiten andere Meinungen geben wird, ist doch klar, dass sich die dornigen Probleme dieses spezifischen Zweigs der Epigraphik bei den beiden Herausgebern in den besten Händen befinden.

Christian Marek

**Jerzy Kolendo/Violeta Božilova (Hgg.): *Inscriptions grecques et latines de Novae (Mésie inférieure)*.**

Ausonius (Diffusion de Boccard), Paris/Bordeaux 1997. 276 S., Tafeln, Indizes.

Der grosse Fundplatz Novae bei Svišov (Bulgarien), das Lager der *legio I Italica* an der unteren Donau, erhält endlich das ihm zustehende Inschriftencorpus durch J. Kolendo und V. Božilova, die die lateinischen Inschriften herausgegeben haben, während A. Bresson (Bordeaux) mit Th. Drew-Bear auf der Grundlage des Manuskriptes von V. Velkov (†) die Edition der griechischen Inschriften besorgten. Zur Herstellung der Edition wurde das für griechische wie für lateinische Inschriften geeignete Programm PETRAE gewählt. Wenige Inschriften von Novae sind bereits ins CIL III aufgenommen worden (7 bzw. 12 Inschriften bis 1902). Bis zur Aufnahme der bulgarisch-polnischen Grabungen im Jahre 1960 war die Publikation der einzelnen Funde oft ungenügend; ein Teil der Inschriften fand Eingang in thematische oder umfassendere Sammelwerke. Die Grabungen von Novae erbrachten bisher 118 Nummern (vgl. *Inscriptions latines de Novae*, V. Božilova, J. Kolendo, L. Mrozevicz, unter der Leitung von J. Kolendo, Poznan 1992, abg. *I. Lat. Novae* ).

In der vorliegenden Publikation (abg. *Novae*) werden nun alle lateinischen und griechischen Inschriften erfasst, die bis 1995 bekannt geworden sind, und ältere Lesungen sind korrigiert. Dazu kommen Abbildungen sowie, falls notwendig, auch Zeichnungen und, wie es den heutigen Anforderungen entspricht, auch eine Übersetzung sowie ein knapper Kommentar. Reiche Indizes beschliessen den Band. Neben Grabinschriften von Soldaten, Veteranen und einem weiteren Kreis von Zivilpersonen sind vor allem die Weihinschriften zu erwähnen, unter denen jene an *Bonus Eventus* hervorstechen (Nr. 3–7), eine in Niedermösien besonders beliebte Gottheit.

Regula Frei-Stolba

**Mustapha Khanoussi/Louis Maurin (Hgg.): *Dougga (Thugga). Etudes épigraphiques*. Ausonius (Diffusion de Boccard), Paris 1997. 276 S., Tafeln, Index.**

Die achtzehn in diesem Band vereinigten Beiträge zu epigraphischen Problemen der nordafrikanischen Stadt Thugga stellen die Akten eines Kolloquiums dar, das 1996 in Bordeaux zur Vorbereitung der Edition des Inschriftencorpus von Thugga veranstaltet wurde. Zwei Beiträge von allgemeinerem Interesse seien herausgegriffen: der Aufsatz von M. Christol zur Karriere von Fulvius Plautianus, dem Prätorianerpräfekten von Septimius Severus (S. 123–140), dann jener von V. Bouard, N. Demaison und L. Maurin (S. 209–236) zu Passienus Rufus, Sohn des Passienus Rufus.

Ausgehend von den beiden Inschriften von Thugga (*AE* 1914, 177 und 178; *ILAfr* 565 und 564), auf welchen Plautilla, die Tochter des Prätorianerpräfekten Fulvius Plautianus und spätere Gattin des Caracalla, *sponsa* und *Augusta* heißen kann, kann M. Christol die Verlobung auf den Frühling/Frühsummer 200 datieren, womit auch die Karriere des Plautian 199–201 besser gefasst wird. Die spezifisch epigraphische Frage nach der Datierung einer Inschrift aufgrund des Schrifttypus führt zu einer Neubeurteilung der Inschrift *CIL VIII*, 26580, die Passienus Rufus *trib. mil.* der *legio XII Fulminata* nennt. Man hat bis jetzt den ebenfalls genannten gleichnamigen Vater des Geehrten mit C. Passienus Rufus, Konsul 4 v.Chr. und Prokonsul von Afrika 3 n.Chr., identifiziert, womit diese Inschrift die älteste lateinische Inschrift von Thugga wäre. Doch der Stil der Schrift, belegt durch eine Liste von datier-

ten lateinischen Inschriften aus Thugga, spricht für das spätere 2. Jh. Die beiden Passieni Rifi, Vater und Sohn, müssen unter Mark Aurel bzw. Septimius Severus gelebt haben, der ältere ist mit Passienus Rufus bei Fronto (*Epist. ad amicos* 1,8) gleichzusetzen. *PIR2* P 148–150 sind also zu korrigieren.

Regula Frei-Stolba

**Catherine Dobias-Lalou: Le dialecte des inscriptions grecques de Cyrène.** Karthago 25. C.E.A.M., Paris 2000. VIII, 340 S., 3 Karten.

Eine umfassende, eingehende Studie des kyrenäischen Dialekts war lange ein Desiderat der griechischen Sprachwissenschaft. Dieses hat nun D(obias) mit ihrer sorgfältigen Untersuchung und klaren Darstellung jenes dorischen Dialektzweigs vollumfänglich erfüllt, zumal sie, im Gegensatz zu F. Lonati (1990), die zahlreichen kyrenäischen Inschriften *in situ* einer kritischen Überprüfung unterzog. Eine kurze Einleitung (S. 1–16) orientiert den Leser zügig über die Geschichte und den Stand, welche die Erforschung des Kyrenäischen erreicht hat, legt die Probleme dar und erläutert den methodischen Vorgang. In kritischer Bestandesaufnahme des Sprachgutes gliedert die Verf. ihr Werk in Phonetik (S. 17–78), Morphologie (S. 79–156) und Syntax (S. 157–190), wozu erfreulicherweise auch ein Teil über Wortschatz (S. 191–289) kommt. Gerade dieser letzte stellt für literarisch und kulturgechichtlich Interessierte eine kleine Fundgrube dar an Beispielen aus den Bereichen Landwirtschaft, Religion, Politik, Biologie und Geographie; zudem behandelt er separat mehrere merkwürdige Lexeme. Zwei Anhänge runden das Buch ab: Im ersten, lexikographischen Anhang (S. 279–289) untersucht die Verf. Wörter, welche in literarischen Quellen als kyrenäisch bezeichnet werden; der zweite enthält eine neue kritische Ausgabe mit Übersetzung und Kommentar des grossen Heiligen Gesetzes von Kyrene (*SEG* 9, 72). Die lange Reifezeit des Werks hat sich in fast jeder Hinsicht gelohnt; denn wenn gelegentlich literarische Texte nach längst ersetzen Ausgaben zitiert werden, so steht dies im Widerspruch zu der sonst so professionell ausgeführten Arbeit. Dem angekündigten *Corpus* der kyrenäischen Inschriften, welches D. zusammen mit André Laronde vorbereitet, wird man mit grosser Erwartung entgegensehen.

B. K. Braswell

**K. W. Krüger: Attic Greek Prose Syntax.** Revised and expanded version in English. 2 vols. Translated and expanded by Guy L. Cooper, III. University of Michigan Press, Ann Arbor 1998. 1875 S.

Der Autor, em. Professor of Classics an der University of North Carolina at Asheville, hat in Chicago den B.A. erworben, dann aber das Studium in Zürich fortgeführt und mit einem Doktorat bei Ernst Risch (1970) abgeschlossen (*Zur syntaktischen Theorie und Textkritik der attischen Autoren*, Diss. Zürich 1971). Er legt nun ein monumentales Werk vor, nämlich eine Erweiterung des Syntaxteils von K. W. Krüger, *Griechische Sprachlehre für Schulen*, Bd. I.2, 1873. Dabei wird die Werkeinteilung Krügers vollständig beibehalten (S. 1462). Die Überarbeitung umfasst im ersten Band folgende Teile: «Part I: Uses of declined forms» (§ 43–51) und «Part II: Functions of conjugated forms» (§ 52–56), im zweiten Band: «Part III: Conceptions proper to the study of sentence structure (syntax) as such» (§ 57–65) sowie «Part IV: Uses of the uninflected parts of speech» (§ 66–69). S. 1461 folgt eine kurze, aber gewichtige Bibliographie, den Rest des zweiten Bandes füllt ein 412seitiger, dreispaltiger Index Locorum (mit etwas zu summarischen Kopfzeilen). Das gesamte Inhaltsverzeichnis und das Vorwort (insgesamt 36 S.) erscheint unnötigerweise in beiden Bänden. Das Layout (Computerausdruck) ist ziemlich unattraktiv, die verwendeten Schriften sind aber klar. Tippfehler sind leider häufiger als «für Schulen» wünschenswert sein kann (z.B. S. 1248, § 68.46.8: εἰαγγελίας, εἰσαώγμον). Als Nachschlagewerk für grammatische Einzelerscheinungen wird sich das Werk aber bestimmt als äusserst nützlich erweisen, auch wenn die Textstücke meist so bruchstückhaft zitiert sind, dass der Benutzer dennoch fast immer auf das Original zurückgreifen muss (z.B. S. 1399: «Pl. R. 426a οὐτε ... οὐτε ... οὐδ' αὐ ... οὐδε ... οὐδὲ»). Die Überarbeitung von Krügers Bd. II sei weit fortgeschritten (S. 6). Hoffentlich wird sie einen Grammatik- und Wortindex enthalten!

Rudolf Wachter

*Bruno Gentili/Franca Perusino (Hgg.): La colometria antica dei testi poetici greci.* Incontri e Seminari 1. Istituti Editoriali e Poligrafici Internazionali, Pisa/Rom 1999. 236 S.

Dieser erste Band einer Reihe «Incontri e Seminari» enthält 14 Referate eines im Mai 1997 am Centro in Urbino durchgeführten seminario di studio mit einer leider etwas unsachlich polemischen «Introduzione» des Seminarleiters. Die Erkenntnis, dass die antike «Kolometrie», d.h. die von den alexandrinischen Philologen eingeführte Unterteilung der lyrischen Strophen in Abschnitte (wobei  $\chi\omega\lambda\text{ov}$  nicht dem heutigen Gebrauch dieses Terminus entspricht), die dann auch als Zeilen gezählt werden konnten, soweit sie sich überhaupt noch erkennen lässt, für die Rekonstruktion des Wortlauts und der Metrik der von ihnen herausgegebenen Texte berücksichtigt werden muss, wird ja wohl heute kaum mehr bestritten. Die oft nicht eindeutig zu lösenden Probleme, die sich dabei stellen, sind bekannt. Die Hauptschwierigkeit besteht darin, dass die Abtrennung der Kola schon in den Papyri und mehr noch in den mittelalterlichen Handschriften in manchen Fällen von unkundigen Kopisten verwirrt ist und die antiken metrischen Scholien gelegentlich der Einteilung in den Texten widersprechen, so dass dann die ursprüngliche Kolometrie nicht mehr mit Sicherheit festgestellt werden kann. Inwiefern die von den hellenistischen Philologen herstellten Kola den Versmassen der alten Dichter selber entsprechen, wird fraglich etwa beim Vergleich der wenigen Papyri mit Musiknoten, deren Kola offenbar für die Praxis der Aufführung bestimmt sind, die aber nicht übereinstimmen mit der Kolometrie der Handschriften und den Theorien der Metriker. Diese und weitere damit verbundene Probleme (z.B. zur Arbeit des Triklinios) werden anhand von Textbeispielen aus Pindar, Aischylos, Sophokles, Euripides, dem *Rhesos* und Aristophanes erörtert. Dabei springen mancherlei gute Beobachtungen heraus, die als Bausteine für eine postulierte Geschichte der Kolometrie dienen sollen (die behandelten Texte verzeichnet im «indice dei passi citati»). Ein gravierender Mangel ist allerdings, dass gerade der Dichter, dessen Überlieferung auf Papyri am meisten Material zur Beurteilung der Kolometrie der Alexandriner bietet, Bacchylides, nur ganz beiläufig erwähnt wird, und vor allem, dass die Ergebnisse der Untersuchungen von Bruno Snell (dargestellt in der praefatio seiner Ausgabe und passim zu den einzelnen Gedichten) nicht benutzt und in die Diskussion eingebracht werden.

Thomas Gelzer

*Louis Callebat: Langages du roman latin.* Spudasmata 71. Olms, Hildesheim/Zurich/New York 1998.  
301 p.

Limité à Pétrone et Apulée, ce volume s'ordonne en deux volets. Le premier (p. 17–218) rassemble huit articles récents, auxquels s'ajoute une contribution à l'*ANRW* (II 34,2, 1616–1664; p. 123–179), relative aux *Métamorphoses* d'Apulée. Le second volet (p. 223–283) réunit sept *Lectures critiques* sur la pratique narrative (1–2) et sur le style (3–7) de ces auteurs. Cette partie vaut par ses études de textes, brefs, mais saisis dans leur organicité. L'analyse stylistique y gagne à s'appliquer à son échelle réelle, celle du texte, même si celui-ci est court et choisi de manière à valoriser un style, sublime ou précieux par exemple. L'aspect le plus frappant de ce livre est l'impression de classicisme qu'il dégage. Car, à côté de rares ouvertures en direction de la critique littéraire contemporaine (p. 35sqq.), c'est avec une méthode «à l'ancienne», mais très solide, très grammairienne, descriptive et comparative que l'auteur travaille. On lui saura gré de ne pas avoir cédé aux modes interprétatives, mais on regrettera de voir laissés de côté les acquis les plus raisonnables de la linguistique et surtout de la narratologie. Dans le domaine lexical par exemple, on voit pousser très loin une analyse qui pourtant n'atteint pas les forces sémantiques à l'œuvre dans un vocabulaire dont les archaïsmes et les néologismes ne sont que les aspects visibles. On en gagnera pourtant de voir à quel point l'esthétique commune à Pétrone et Apulée relève, mutatis mutandis, d'une stylistique du décalage. Loin de viser à un effet de réel, celle-ci se veut expressionniste et amplificative par stylisation. Comme le ferait un masque de théâtre – ou une musique de film, leur prose marque les types et en crée une ambiance, émeut, terrifie ou fait rire. Un index thématique facilite l'emploi de ce livre. La bibliographie qui en aurait fait un véritable instrument de travail lui fait en revanche défaut.

Gérard Fry

**Sandro Boldrini: Prosodie und Metrik der Römer.** Aus dem Italienischen übertragen von Bruno W. Häuptli. Teubner, Stuttgart/Leipzig 1999. XII, 183 S.

Boldrinis *La prosodia e la metrica dei Romani* (Rom 1992), in Italien schon ein Klassiker, ist überarbeitet und von B. W. Häuptli in verständliches Deutsch übertragen worden. So gibt es endlich ein Metrikhandbuch in deutscher Sprache, das den französisch-italienischen Standpunkt vertritt, wonach der lateinische Wortakzent bis ins 2. Jh. n.Chr. musikalisch war (anders Drexler 1967). Konsequent wird auch im Prosodiekapitel der seit 1957 (Beare) aus dem Lateinischen verbannte metrische Iktus zurückgewiesen. Dass dieser Iktus sozusagen durch die Hintertür, über verwandte Begriffe wie «starker/schwacher Taktteil» oder «steigender/fallender Rhythmus», wieder in das Metrikkapitel Eingang findet, ist Boldrini zwar bewusst (S. 70), aber er belässt es dabei wohl aus pädagogischen Gründen. Er versteht die Metrik im Maasschen Sinne als deskriptive Wissenschaft (S. VI), vergisst aber im Rhythmuskapitel (anders als Maas und seit De Groot 1932, 82, eine Notwendigkeit), seinen eigenen Rhythmusbegriff zu definieren. Ähnliches gilt für so schwer zu fassende Begriffe wie «Zäsur» (semantisch, statistisch, nach Wortfugentyp?), «Asynartete» oder «Kolon». Weit pädagogischer und in schönem Nacheinander werden die komplizierten prosodischen und metrischen Regeln der Doppelkürzen in iambo-trochäischen Versen dargestellt (mit vielen kommentierten Beispielen). Die Verstypen sind übersichtlich aufgeführt. Druckfehler sind kaum zu finden (ausser dem Längebalken, der auf S. 129 über dem *i* von *hilarus* durch einen Iktus zu ersetzen ist). Alles in allem eine frische, schöne Einführung.

Martin Steinrück

**Hubert Petersmann/Rudolf Kettemann (éds): Latin vulgaire – Latin tardif V.** Actes du V<sup>e</sup> Colloque international sur le latin vulgaire et tardif. Heidelberg, 5–8 septembre 1997. Bibl. der klass. Altertumswiss., N.F., 2. Reihe, 105. Winter, Heidelberg 1999. XVIII, 567 p.

Les Actes de ce colloque réunissent 52 contributions afférant aux champs d'étude habituels en tel domaine. Leurs éditeurs les ont rassemblés en cinq groupes: problèmes généraux («Caractère et structures du latin vulgaire et du protoroman»: 9 exposés; «Différenciations chronologiques et locales»: 4 exposés; «Oral et écrit»: 4 exposés), système grammatical («Morphologie»: 1 exposé; «Lexique»: 5 exposés; «Syntaxe»: 10 exposés), évaluation des sources («Textes et documents»: 22 exposés), langues techniques (2 exposés), stylistique (2 exposés). Le total des exposés dépasse évidemment le nombre annoncé puisque quelques-uns d'entre eux ont touché à plusieurs domaines simultanément. Un recueil de ce genre constitue pour le chercheur non seulement une commodité bibliographique, mais aussi lui permet de distinguer au premier coup d'œil les secteurs sur lesquels portent les efforts les plus importants et ceux qui au contraire sont délaissés. On constate ainsi que les exposés les plus nombreux ont eu des problèmes généraux pour objet, non pas dans le sens d'une synthèse, mais dans celui d'une ouverture à une quantité de points particuliers. Il y a dans cette dispersion un signe très net de jeunesse de la part d'un secteur de la linguistique qui, bien que déjà fort vénérable, ne s'est pas encore vraiment constitué en discipline autonome. Le grand nombre d'études de sources est un témoignage qui va aussi dans ce sens. Si les communications portant sur ces domaines traditionnels que sont la morphologie et le lexique se raréfient, il faut remarquer le développement assez net d'un intérêt pour la syntaxe. Cette tendance, qu'il faut saluer, résulte à l'évidence de la fusion de l'héritage diachroniste transmis par les pionniers, romanistes et spécialistes du latin tardif, avec les approches plus synchronistes et plus récentes dont les Actes du bisannuel Colloque International de Linguistique Latine fournissent le témoin. Un *desideratum* en guise de conclusion: l'intitulé de ce colloque semble décourager, à quelques exceptions près (cf. p. 89–115), les recherches en direction du latin vulgaire et de l'*Umgangssprache* des époques plus anciennes. On peut déplorer cette désaffection. On peut aussi y porter remède.

Gérard Fry

**Au seuil du Moyen Age. II: Etudes linguistiques, métriques et littéraires (1975–1995)** par Dag Norberg (†), publiées en sa mémoire par Ritva Jacobsson et Folke Sandgren. Kungl. Vitterhets Historie och Antikvitets Academien, Filologiskt arkiv 40. Almqvist & Wiksell, Stockholm 1998. 287 p.

Ce recueil, qui succède à un premier (*Medioevo e umanesimo* 19, Padova 1974), paru à l'occasion du 65<sup>e</sup> anniversaire de l'auteur, réunit les articles publiés par celui-ci jusqu'à sa mort. Les textes qu'on

y trouve concernent la linguistique, la métrique, la critique textuelle et, plus généralement, les études littéraires du latin tardif et médiéval. Elles touchent en fait cette période qui va de la mort d'Augustin à celle de Bède, une période que même les plus audacieux parmi les latinistes hésitent à aborder sans raison impérieuse. Ce recueil permet d'appréhender dans son étendue et sa diversité l'activité d'un maître en sa discipline qui, à l'instar de toute l'école suédoise, a contribué durant des décennies à la restitution d'un latin en état de survie, coupé de ses racines vulgaires et vivantes. C'est sans aucun doute par le biais des études métriques que l'on parvient à cerner au plus près ces phénomènes d'oubli et de reconstruction corrélative qui ont fait le latin tardif. Indirectement, c'est une histoire qu'en propose Dag Norberg, une histoire qui passe par Commodien (l'auteur est un partisan d'une date haute: p. 171sqq.) et sa tentative de faire survivre par un hexamètre orphelin de quantités syllabiques, effacées de la langue par le renforcement de l'accent tonique qui s'affirme dès le début de l'époque impériale (p. 255). Cette histoire aboutit à l'hymnologie médiévale, certes accentuelle, mais souvent à l'imitation des formes anciennes, ambrosiennes ou autres (p. 23sqq.; p. 63; p. 121sqq. etc.). De ce point de vue, l'article le plus instructif est indéniablement «Mètre et rythme entre le bas-empire et le haut moyen âge» (p. 81–96). Il faut encore faire valoir les études littéraires consacrées entre autres au style de chancellerie sous Grégoire le Grand, des études exemplaires par la limpidité de la pensée qui trouve à s'y exprimer, économique, efficace, décantée, reposante. Dans cet ordre d'idée, la plus significative de la manière de Dag Norberg reste celle, très brève et dépourvue de notes infrapaginaires, qu'il a consacrée en 1988 à l'hymne *Pangue lingua* de Vénance Fortunat. On la quitte avec l'envie d'ouvrir MGH *auct. ant.* IV,1 pour en (re)lire davantage.

Gérard Fry

**Peter Stotz: Handbuch zur lateinischen Sprache des Mittelalters.** Vierter Band: **Formenlehre, Syntax und Stilistik.** Handbuch der Altertumswissenschaft II,5,4. Beck, Munich 1998. XXVI, 510 p.

Avant-dernier d'une série de cinq, ce volume, qui est le deuxième à voir le jour, met un terme à la partie didactique du manuel, puisque le suivant ne rassemblera qu'un index et réertoires. Il réunit les chapitres – «Bücher» selon la terminologie de l'auteur – consacrés à la morphologie, à la syntaxe et à la stylistique. Ces trois domaines restent classiquement séparés, l'auteur repousse en effet très vigoureusement le concept aujourd'hui si prisé de «morphosyntaxe» et affirme préférer maintenir classiquement «eine klare Scheidung zwischen Morphologie und Syntax» (p. 3). On appréciera comme on le voudra ce parti pris qui en tout cas place ce *Handbuch* hors des modes et le préserve de l'obsolescence en le garantissant dans son statut de fournisseur de matériaux. Les fluctuations morphologiques qui s'observent dans le latin médiéval, parfois chaotiques et souvent découpées de la raison syntaxique, imposaient cette approche séparatrice. Le regard qu'il permet de jeter a posteriori sur le latin tardif fournit une aide considérable au philologue non médiéviste mais soucieux de diachronie tardive. Constamment, en effet, il y trouvera des antécédents antiques à des phénomènes typiquement médiévaux comme la fluidité générale de la morphologie désinentielles, l'instabilité et la réduction casuelle, la transformation des complétives, etc. On sait que ces phénomènes s'observent déjà en latin tardif et vulgaire, mais les parties «Formenlehre» et «Syntax» du manuel de Peter Stotz créent un effet de masse et de synthèse qui fait percevoir avec force combien le latin médiéval, par sa richesse documentaire et phénoménologique, est apte à éclairer des états de langue antérieurs en soi très maigrement attestés. La partie «Stilistik» suscitera le regret devant le peu de considération accordée aux niveaux de styles. Ce regret vaut d'ailleurs pour l'ensemble de ce livre que l'on quitte avec l'impression – évidemment fausse – que le latin médiéval est aussi homogène que le latin littéraire antique. Le francophone se permettra enfin de déplorer vivement un usage pullulant et si germanique d'abréviations qui ne sont que d'irritantes mesquineries typographiques.

Gérard Fry

**Nicolas Richer: Les épôres. Etudes sur l'histoire et sur l'image de Sparte (VIII<sup>e</sup>–III<sup>e</sup> siècles avant Jésus-Christ).** Histoire ancienne et médiévale. Publications de la Sorbonne, Paris 1998. 623 S.

Eine neue Monographie über das Ephorat als zentrale politische Institution Spartas stellt schon längere Zeit ein Desiderat der Forschung dar. Die Pariser Thèse scheint vom immensen Umfang der verarbeiteten Quellen und Literatur her geeignet, diese Lücke zu schliessen. Für die Anfänge des Ephorats, die im ersten Teil abgehandelt sind, gelangt Richer – aufgrund mangelnder Auseinander-

setzung mit dem in den antiken Quellen gezeichneten Spartabild – freilich kaum zu überzeugenden Ergebnissen. Er setzt das Ephorat allgemein in die Anfangszeit der Stadt und betrachtet die Ephoren seit der Zeit um 700 als eigentliche Interessenvertreter des Damos. Zunehmende Kompetenzen der Ephoren will Richer im zweiten Teil des Buches v.a. aufgrund ihrer religiösen und kultischen Bedeutung ausmachen, die u.a. auf das Wirken von Chilon im mittleren 6. Jh. zurückzuführen sei. Das eigentliche Alter der von ihm vermuteten «Pathemata-Kulte» (Phobos, Aidos, Hypnos, Thanatos, Geilos, Eros) bleibt aber ungewiss; die angeführten chronologischen Etappen (230f.) besagen dazu wenig. Die Theorien über die Himmelsbeobachtung der Ephoren und ihrer Auswirkungen auf den bürgerlichen Kalender sind unhaltbar. Der dritte Teil der Arbeit enthält durchaus wertvolle Materialsammlungen zu den einzelnen Kompetenzen der Ephoren, welche die Stellung der Ephoren im politischen Beratungs- und Entscheidungsprozess verdeutlichen. Trotz der Fülle des Stoffes wird man aber etwa über die Rolle der Ephoren in der Peloponnesischen Bundesversammlung oder im Zivilprozesswesen kaum informiert. Die historische Entwicklung bleibt insgesamt schemenhaft. Dort wo Richer versucht, nach 371 einen Kompetenzwandel festzumachen (363f.), missglückt dies. Symptomatisch für die Arbeit ist schliesslich, dass sie einleitend keinen forschungsgeschichtlichen Abriss über die politische Bewertung des Ephorats vorlegt und auch keine eigentliche Fragestellung entwirft. In Zukunft wird man gerne auf die reichen Materialien der Arbeit zurückgreifen; eine umfassende Geschichte des Ephorats bleibt aber weiterhin zu schreiben.

Lukas Thommen

**Mischa Meier: Aristokraten und Damoden. Untersuchungen zur inneren Entwicklung Spartas im 7. Jahrhundert v.Chr. und zur politischen Funktion der Dichtung des Tyrtaios.** Steiner, Stuttgart 1998. 347 S.

Innere Spannungen, weitgehend verursacht durch unbeherrschten Adel, nicht äussere, militärische Not sind die Ursache für die Entwicklung der in der Forschung oft überzeichneten, besonderen politisch-gesellschaftlichen Ordnung Spartas, die man allgemein mit dem Begriff «lykurgische Ordnung» umreisst. Dies ist die Hauptaussage der beachtlichen Dissertation von Mischa Meier. Mit viel Gelehrsamkeit und grossem Aufwand versucht der Autor diese These durch minutiöse Einzelinterpretation der Quellen, besonders auch der einschlägigen Gedichte und Fragmente des Tyrtaios, des «Aristokraten im Bürgergewand», und mit einem umfassenden Einbezug der fast unübersehbaren Sekundärliteratur über die spartanische Frühgeschichte zu begründen. Einen Schwerpunkt bildet dabei die Frage nach den Organisationsformen der aristokratischen Gruppen. Indem Meier nicht nur die Kriege mit Messenien im Auge hat, sondern das Geschehen in Sparta in die übrigen politischen Entwicklungen auf der Peloponnes im späten 8. und im 7. Jahrhundert (Konflikte mit Argos und Südarkadien) einbettet, sowie durch geschickten Einbezug der Ethnologie mit Analogien aus anderen archaischen Völkern gelingt es ihm, den «Sonderfall» Sparta zu relativieren. Im Verlauf der Untersuchung kommt der Autor auch zu interessanten Neudatierungen wie etwa der des 1. Messenischen Krieges oder der Parthenier-Affäre mit der Gründung Tarents. Er vermerkt ausdrücklich, dass vieles hypothetisch bleiben muss, und im einzelnen wird bestimmt manches, was für den kritischen Leser nicht so einleuchtend ist, wie der Verfasser glaubt, weiterhin in der Diskussion bleiben. Die Überlegungen Meiers wirken aber insgesamt stichhaltig und sind auf jeden Fall sehr anregend.

Bruno Colpi

**Stephen Hodkinson/Anton Powell (Hgg.): Sparta. New Perspectives.** Duckworth/The Classical Press of Wales, London 1999. 427 S., 6 Abb.

Der Mythos Spartas ist brüchig geworden; die moderne Forschung erkennt in dem grossen Gegner Athens immer weniger einen Sonderfall unter den griechischen Poleis, sondern einen Stadtstaat, der z.T. ähnliche Entwicklungen durchlief. Sparta wird nicht mehr als mächtig, vorbildlich und als Ausnahme gesehen; seine Eigenheiten finden vielmehr eine historische, anthropologische oder religionsgeschichtliche Erklärung, sofern sie nicht von Zeitgenossen oder Historiographie erfunden oder übertreibend dargestellt wurden. Der Sammelband vereinigt Aufsätze von oft hohem Niveau, die meist einen sehr kritischen Blick auf die Quellen werfen und ein Spartabild vertreten, welches nüchterner ist als das gängige. So erklärt z.B. E. David (S. 117–146) das lakonische Schweigen eindrücklich

als ein spezifisches Moment spartanischer Kommunikationsformen, das der Stabilisierung des Systems diente. Interessant ist T. Figueiras Nachweis (S. 211–244), dass die messenische Identität eines Teils der Heloten wohl weitgehend als Folge der innen- und aussenpolitischen Spannungen im 5. Jh. unter Mithilfe Athens konstruiert wurde. Überzeugend ist auch S. Hodkinson (S. 147–187), der zeigt, wie sich Sparta, allerdings mit stärkerem Gewicht auf militärischer Ertüchtigung, in seinem agonistischen Verhalten nur wenig vom übrigen Griechenland unterschied. Mit diesen und weiteren Abhandlungen wird das Werk seinem im Titel formulierten Anspruch durchaus gerecht.

Leonhard Burckhardt

**Ove Strid: Die Dryoper. Eine Untersuchung der Überlieferung.** Studia Graeca Upsaliensia 20. Acta Universitatis Upsaliensis, Uppsala 1999. 126 S.

Ziel dieses Buches ist aufzuzeigen, dass die Dryoper nicht ein historisches Volk waren, sondern ein mythologisches. Strid analysiert zuerst die Zeugnisse, welche bis zu Homer (*Il.* 20,454–56) zurückreichen; darunter finden sich auch Inschriften und Münzen aus dem 2. Jh. v.Chr. Es folgt ein Kapitel über die Verknüpfung der Dryoper mit der Heraklessage, darauf eine Diskussion über die Umwandlung der Dryoper vom mythologischen Stamm zur historischen Realität in der antiken Geschichtsschreibung. In einem «Gegenbild» zeichnet Strid die *communis opinio*, welche den Dryopern historische Realität einräumt. Eine Zusammenfassung der Ergebnisse beschliesst diesen ersten Teil. Im zweiten Teil stellt Strid die *Testimonia* chronologisch geordnet im Originaltext vor; übersehen wurde Stesich. PMG 45 Δρύοπες (vermutlich im Zusammenhang mit der Kalydonischen Jagd). Inhaltlich weichen die Quellen zum Teil stark voneinander ab, so z.B. in der Tradition über das Stammland und die Vertreibung der Dryoper. Der Verf. klammert die homerische Erwähnung des Trojaners Dryops aus und setzt als Ursprung der Sage ein unbekanntes archaisches Gedicht an, welches Pherekydes und Herodot als Vorlage diente. Später Autoren schmücken diesen Kern aus, so etwa Kallimachos mit der Theiodamas-Episode. In der Verknüpfung der Dryoper mit der Heraklessage sieht Strid den Beweis dafür, dass es sich um ein rein mythologisches Volk handelt. Damit wird im Zug neuerer Tendenzen jeglichem Versuch, historische Substanz in der Überlieferung zu suchen, eine Absage erteilt.

Christian Zubler

**D. Ogden: Polygamy, Prostitutes and Death. The Hellenistic Dynasties.** Duckworth/The Classical Press of Wales, Londres 1999. XXXIV, 317 p., 10 ill.

Auteur d'un ouvrage sur les bâtards en Grèce (*Greek Bastardy*, Oxford 1996), D. Ogden poursuit son analyse des structures familiales marginales ou complexes en s'intéressant aux dynasties hellénistiques. Il procède selon l'ordre chronologique, examinant successivement la situation des Argéades (à partir d'Alexandre I), d'Alexandre le Grand, de Cassandre et Lysimaque, des Lagides, des Séleucides, des Antigonides et des Attalides. L'étude relève d'un schéma unitaire: pour chaque génération d'une dynastie royale, O. présente dans un tableau synoptique le chef de famille (en gras), ses épouses successives et les enfants nés des différentes unions; ensuite, il évoque dans un bref commentaire les vicissitudes rencontrées par ce groupe familial en terme d'accession au pouvoir et de légitimité, montrant comment les femmes ont joué, de gré ou de force, un rôle dans ces stratégies dynastiques et politiques. Comme l'indique le titre, la polygamie des rois hellénistiques constitue le thème central de la recherche: il s'agit de voir en quoi cette pratique a contribué à l'instabilité des dynasties régnantes, sachant que les premiers Argéades n'ont pas établi de règles hiérarchiques entre les différentes épouses d'un monarque, pas plus qu'ils n'ont défini les structures légitimant un descendant au profit d'un autre. Si des études ponctuelles antérieures, notamment celles de E. Carney, avaient déjà soulevé cette question, jamais elle n'avait fait l'objet d'une recherche exhaustive. L'ouvrage de D. Ogden comble ainsi une lacune et renouvelle notre vision des monarchies hellénistiques.

Anne Bielman

**Christof Schuler: Ländliche Siedlungen und Gemeinden im hellenistischen und römischen Kleinasien.** Vestigia 50. Beck, München 1998. XIII, 326 S.

Hinter dem bescheidenen Titel verbirgt sich, als Tübinger Dissertation aus dem von F. Kolb geleiteten lykischen Survey-Projekt hervorgegangen, eine vorzügliche Monographie. Empirische Methode,

solide Kenntnis der (in)schriftlichen Quellen und des archäologischen Befundes, scharfsinnige Analysen sowie nützliche Zusammenfassungen und der souveräne Umgang mit der Forschungsliteratur dürften diesen auch drucktechnisch gepflegt aufgemachten Band in kürzester Zeit zu einem Standardwerk antiker Siedlungsgeschichte machen. Die ersten vier Kapitel untersuchen die Struktur ländlicher Besiedlung (gemeindeartige Siedlungstypen und Gehöfte; Bodennutzung und Grundstückskategorien). Die zugrunde gelegte minutiöse Studie des Wortschatzes ist methodisch vorbildlich und liefert einen Begriffsrahmen, an welchem sich neben Archäologen auch Übersetzer historisch-geographischer Werke orientieren können. Die zweite Hälfte des Buches zeichnet die Entwicklung dörflicher Institutionen nach, wie sie ein hellhöriger Interpret aus dem reichen Inschriftenmaterial und den literarischen Zeugnissen von der Zeit der Perserherrschaft bis ins 3. Jh. n.Chr. abliest. Der Verf. lässt die Quellen selbst sprechen, ordnet sie kritisch in die Forschungsdiskussion ein und rekonstruiert aus ihnen die antike Kulturlandschaft Kleinasiens. Über den hohen Informationswert der einzelnen Untersuchungen hinaus bietet diese Siedlungsgeschichte eine fesselnde Lektüre.

Margarethe Billerbeck

**Max Zlattner: Hannibals Geheimdienst im Zweiten Punischen Krieg.** Xenia 39. Universitätsverlag Konstanz, Konstanz 1997. 50 S.

Der vorliegende kleine Band befasst sich mit einem selten thematisierten Phänomen der karthagischen Politik und Kriegsführung. Die antiken Quellen werden unter dem Gesichtspunkt der Informationen, die Hannibal sich beschaffen konnte, systematisch ausgewertet. Dabei werden drei Ebenen unterschieden, nämlich die taktische, die operative und die strategische (9) – eine Anordnung, die klar zeigt, dass der Autor lange im militärischen Bereich tätig war.

Er bezeichnet die Erfolge der ersten, also der taktischen Ebene als «einfachsten Teil der Untersuchung» (10), weil die antiken Autoren sich sehr für Schlachten und deren Vorbereitung sowie für «taktische Täuschungen» (11) und Verrat (12) interessiert haben. In der ersten Phase des Krieges auf italischem Boden spielten dabei neben karthagischen Spionen die mit Hannibal verbündeten Kelten eine herausragende Rolle (13). Auf der operativen Ebene (17ff.) wusste Hannibal erstaunlich viel über die Feldzugspläne der Römer. Neben Spionen in Rom, deren Identität dunkel bleibt, waren ihm hierfür vor allem die von Rom abgefallenen Bundesgenossen von Nutzen. Die strategische Ebene (23ff.) betrifft vor allem die Frage nach der Entstehung des Kriegsplanes Hannibals. Er beruht im allgemeinen auf den historischen Erfahrungen der Zwischenkriegszeit und dem aktuellen Kräfteverhältnis im Mittelmeerraum. Die Barkiden wollten Rom schwächen, aber Italien nicht besetzen, weil das zu teuer gewesen wäre. Sie wollten aber auch Philipp V. von Makedonien nicht in Italien haben. Im besonderen war es Hannibal offenbar auch hier gelungen, in Rom selbst Agenten zu etablieren, die ihm die geplanten Feldzüge der Römer zu Beginn des Krieges zur Kenntnis brachten.

Abschliessend geht der Autor der Frage nach, inwieweit Fehler des Geheimdienstes zum Scheitern des Feldherrn beigetragen haben könnten (30f.), und kommt zu dem Ergebnis, dass Hannibal aufgrund des von den in seiner Umgebung lebenden Griechen vermittelten Bildes zu optimistische Vorstellungen von der griechisch-hellenistischen Welt hatte, die er als verbündet ansah, die ihm aber faktisch keinerlei Unterstützung brachte.

Ursula Hackl

**Pedro Barceló: Hannibal.** Beck'sche Reihe 2092. Beck, München 1998. 127 S.

Das vorliegende Bändchen ist keine Publikation im engeren Sinn, berücksichtigt aber dennoch die Quellen und die Forschungsergebnisse der letzten Jahre. Es stellt somit einen qualifizierten Überblick und Einstieg sowohl für Laien als auch für Forscher in den Lebenslauf des «berühmtesten Karthagers aller Zeiten» (9) dar. Der Autor beschränkt sich dabei nicht auf Hannibal selbst, sondern verknüpft dessen Lebensweg mit der Geschichte des gesamten Mittelmeerraumes in der zweiten Hälfte des 3. und zu Beginn des 2. Jh.s v.Chr. Einige gut ausgewählte Bilder und Skizzen, eine Zeittafel sowie ein kleines Register und eine Zusammenstellung ausgewählter Literatur vervollständigen die gelungene Darstellung.

Ursula Hackl

**Markus Sehlmeyer: Stadtrömische Ehrenstatuen der republikanischen Zeit. Historizität und Kontext von Symbolen nobilitären Standesbewusstseins.** Historia Einzelschriften 130. Steiner, Stuttgart 1999. 319 S., versch. Karten.

Gestützt auf die schriftliche Überlieferung aus Annalistik, den Antiquaren und sonstiger Literatur, aber unter weitgehendem Verzicht auf archäologisches Material, stellt der Verf., teilweise in Katalogform, mit Akribie die Ehrenstatuen der römischen Republik zusammen. Während in einer produktiven Frühphase (338–ca. 285 v.Chr.) Phantasie und Kreativität die Ehrenstatuen geprägt haben sollen, beobachtet er einen Rückgang der Formenvielfalt (ca. 285–200) und erkennt schliesslich – parallel zur Ausweitung des *ius imaginis* und der Aufstellungsorte der Bildnisse – zunehmend hellenistischen Einfluss (200–130). Die späte Republik war gekennzeichnet durch einen verstärkten Konkurrenzkampf um Ehrenstatuen (130–80), der schliesslich in deren Monopolisierung durch die Triumvirn und den Kaiser mündete. Erstaunlicher Fleiss sowie breite Quellen- und Literaturkenntnis machen das Werk zu einer zuverlässigen Arbeitsgrundlage für weitere Forschungen, welche die Funktion von Ehrenstatuen für Repräsentation und politische Symbolik in der römischen Republik behandeln. Freilich müssen diese von einer klareren Definition des Gegenstandes ausgehen und dessen Geschichte stringenter mit den Faktoren konfrontieren, welche die Repräsentationsbedürfnisse der Republik und ihrer Elite determinierten.

Leonhard Burckhardt

**Alexander Yakobson: Elections and Electioneering in Rome. A Study in the Political System of the Late Republic.** Historia Einzelschriften 128. Steiner, Stuttgart 1999. 251 p.

Dans cette étude, A.Y. s'oppose à une opinion fort répandue chez les historiens modernes, selon laquelle l'aristocratie romaine aurait exercé un contrôle quasi absolu sur le choix des magistrats, d'abord par l'intermédiaire des liens de clientèle qui l'unissaient aux autres couches de la population, et ensuite grâce aux structures des comices centuriates, qui donnaient aux nantis un poids supérieur lors du vote.

Au travers d'une analyse minutieuse du comportement des candidats et des électeurs pendant les campagnes électorales, l'auteur montre qu'il faut abandonner l'idée selon laquelle les centuries des classes inférieures n'auraient que très rarement été appelées à voter, parce que les 18 centuries équestres et les 70 centuries de la 1<sup>e</sup> classe se seraient systématiquement entendues pour soutenir un candidat en particulier. Il montre aussi qu'il ne suffisait pas d'appartenir aux plus nobles familles de Rome ni de disposer d'une vaste clientèle pour être élu. Les candidats devaient être prêts à investir des sommes toujours plus considérables pour régaler la plèbe urbaine, et ils devaient également être prêts à parcourir les rues afin de solliciter humblement les voix, y compris celles des plus démunis. On connaît plusieurs exemples de candidats qui ont échoué à la préture ou au consulat parce qu'ils s'étaient montrés, au début de leur carrière et pendant la campagne électorale, trop peu généreux ou trop indifférents et méprisants à l'égard de la plèbe. Enfin, l'auteur soutient que les élections ont été de plus en plus souvent politisées à la fin de la République, notamment pendant les années de crise, et cela même si les candidats n'avaient jamais de programme politique – au sens moderne – à proposer.

Tout cela est fort convaincant, et je n'ai qu'une réserve à formuler: A. Y. estime, à tort selon moi, qu'il convient de traiter le *concilium plebis* et les comices tributes comme une seule et même assemblée (p. 8, 17, 62, 137, 204–205). Cette confusion volontaire conduit l'auteur à relever, dans l'attitude des citoyens, une contradiction entre un radicalisme certain dans l'acceptation des lois populaires proposées par les tribuns, et un conservatisme tout aussi certain dans le choix des candidats aux magistratures inférieures (chapitre 7, surtout p. 203–211). Or, les deux assemblées ont toujours fonctionné de façon indépendante: leurs rôles respectifs étaient différents, et les enjeux des débats ainsi que l'état d'esprit des votants étaient par conséquent fort différents.

Pierre Sánchez

**Manfred Clauss: Kaiser und Gott. Herrscherkult im römischen Reich.** Teubner, Stuttgart/Leipzig 1999. 597 S., 50 Abb.

C. gibt eine ausführliche zusammenfassende Darstellung des Herrscherkultes, die vor allen Dingen auf den Westen des Reiches ausgerichtet ist (S. 17). Der zeitliche Rahmen ist dagegen sehr weit gespannt. Die Studie geht von den Anfängen in der römischen Republik aus und setzt sich auch mit dem

Herrscherkult in der christlichen Spätantike auseinander (S. 196–215, 443–465), was besonders verdienstvoll ist.

Das Buch gliedert sich in einen chronologischen (S. 39–215) und einen sehr viel umfangreicheren systematischen Teil (S. 217–465). Einer ausführlichen Zusammenfassung (S. 467–500) folgen sieben Appendices und eine Reihe von Registern, die das Buch zu einem sehr gut benutzbaren Nachschlagewerk machen.

Der Verf. möchte der vorherrschend politischen Betrachtungsweise des Herrscherkultes (S. 13) eine theologische Sichtweise gegenüberstellen und «von der Gottheit reden, die der Kaiser ist». Diese Betrachtungsweise wird noch einmal ganz deutlich in der Zusammenfassung unterstrichen, bestimmt aber auch sonst die Darstellung und ist LeittHEMA und Leiththese des Buches. Die Göttlichkeit des Kaisers war nach Meinung des Verf. für den antiken Menschen eine Realität und darf daher nicht nur als Mittel der Politik betrachtet werden.

C. setzt sich mit vielen herkömmlichen Auffassungen zum Staatskult und zur Interpretation der entsprechenden Quellen kritisch, aber fair auseinander. Er unterschlägt abweichende Meinungen nicht. Sein Buch ist daher trotz des Widerspruches, den einzelne Interpretationen und Thesen hervorgerufen werden, eine unentbehrliche Grundlage für jede weitere Auseinandersetzung mit dem Thema und eine willkommene Synthese der bisherigen Forschung.

Joachim Szidat

**Susan P. Mattern: Rome and the Enemy. Imperial Strategy in the Principate.** University of California Press, Berkeley/Los Angeles/London 1999. XVIII, 259 p., 5 ill., 1 map.

This study of imperial strategy in the Principate is the most compelling treatment of Roman imperialism to date. For Mattern, “the rhetoric ... is the reality” (222), and Roman imperialism was driven by a set of primitive values and tempered (not determined) by material realities. The guiding idea was the one P. Derow first underlined in Polybius, that enemies had to be made ‘to hearken to the Romans and to obey their orders’ (Polybius 3,4,3; *JRS* 1979). This way of thinking entailed that Rome possessed an acknowledged capacity to hurt and humiliate, brought Rome the secondary advantages of territorial expansion, wealth, and individual glory, and was constrained only by fears of over-extension and lack of resources. In successive chapters M. treats the senatorial elite (conveniently, authors as well as policy-makers), geographical knowledge (more suited for short-term tactics than long-term strategy), strategy (dominated by the goal of inducing fear and respect), economy (overt greed was disreputable), and values (glory, images of Rome and the emperor, discipline). While cogently dismissing questions about whether Roman imperialism was ‘aggressive or defensive’, M. expresses concern about offering a simplistic single explanation and is sometimes too deferential towards other scholars, structuring her arguments around modern bibliography, not ancient history. M. could also have looked more closely at sustained expansion during the Republic (given cursory treatment in an epilogue), and could have used not just private literary works and epitaphs (162–171), but public inscriptions, like the *Tabula Siarensis* (never cited in her discussions of Germanicus at 142–143 and 167–168). But by recognizing that the glory that was at stake was not so much that of individual Romans as that of the Roman people as a whole, M. has squared the circle of Roman imperialism. For the first time, M. has explained how an *ad hoc* policy administered by amateur, rotating generals who craved personal glory could nonetheless have produced the effect of a ‘grand strategy’ which was consistently successful for the State as a whole. She has finally captured both what the elder Cato was driving at when, in his *Origines*, he designated generals not by their names, but by their titles as magistrates, and, more fundamentally, what exactly was meant by *imperium populi Romani*. Greg Rowe

**François Jacques/John Scheid: Rom und das Reich in der Hohen Kaiserzeit. 44 v.Chr. – 260 n.Chr.**

Band 1: **Die Struktur des Reiches.** Aus dem Franz. übers. v. Peter Riedliberger. Teubner, Stuttgart/Leipzig 1998. 497 S.

Zweifellos ist es verdienstvoll, ein bereits bewährtes Studienbuch (*Nouvelle Clio*, PUF 1990; jetzt 5. korrig. Aufl.) auch deutsch zugänglich zu machen, zumal es sich um eine eigenständige und ansprechende Synthese handelt. Sie wird im deutschen Sprachraum sicher auf Interesse stossen, denn anders als es die Verlagswerbung und das Vorwort suggerieren, besitzen strukturelle Darstellungen der

Geschichte des römischen Reiches auch hier durchaus lebendige Tradition: Seit Th. Mommsen und den nicht wirklich ersetzen Synthesen von J. Marquardt (1881/4) oder O. Hirschfeld (*Die kaiserlichen Verwaltungsbeamten bis auf Diocletian*,<sup>2</sup> 1905) gibt es etwa K. Christs *Geschichte der römischen Kaiserzeit* (1988), W. Dahlheims Band im *Oldenbourg Grundriss der Geschichte* (1989), den von Fr. Vittinghoff herausgegebenen ersten Band des *Handbuches der europ. Wirtschafts- und Sozialgeschichte* (1990) oder F. Ausbüttels Monographie *Die Verwaltung des römischen Kaiserreiches* (1998) sowie zahlreiche bekannte Studien und Synthesen von Althistorikern wie G. Alföldy, J. Bleicken oder W. Eck. Die Geschichte des Imperiums unter strukturellen Gesichtspunkten hat auch beispielsweise von so unterschiedlichen deutschen Forschern wie E. Flraig (*Den Kaiser herausfordern*, 1992) oder M. Wörrle (*Stadt und Fest im kaiserzeitlichen Kleinasiens*, 1988) wichtige Anregungen erhalten. Der vorliegende Band gibt eine Strukturgeschichte, welche von der Einrichtung des Prinzipats ausgeht und dann die Bereiche Staat, Verwaltung, Heer, Regierung, Recht, Gesellschaft, Wirtschaft und Religion systematisch erschließt, wobei Quellen- und Forschungslage anschaulich werden. Hilfreiche Graphiken und Tabellen sind beigegeben. Über Strukturen des geistigen Lebens, der Bildung, der Unterhaltung, des sich ausbreitenden Christentums oder der gender-Verhältnisse findet sich indes wenig bis nichts. Ein zweiter von C. Lepelley herausgegebener Band über die Regionen des Imperiums soll in Übersetzung folgen.

Beat Näf

**Carsten Drecoll: Die Liturgien im römischen Kaiserreich des 3. und 4. Jh. n.Chr.: Untersuchung über Zugang, Inhalt und wirtschaftliche Bedeutung der öffentlichen Zwangsdiene in Ägypten und anderen Provinzen.** Historia Einzelschriften 116. Steiner, Stuttgart 1997. 401 p.

Grâce à la documentation papyrologique abondante qu'elle nous a livrée, l'Egypte gréco-romaine constitue un terrain privilégié pour l'étude de l'administration locale, de ses structures et de ses modalités. A la différence de ses illustres devanciers (Oertel, Lewis) et à l'instar du splendide et irremplaçable ouvrage de J. Lallemand, D. se concentre sur une période limitée, les III<sup>e</sup> et IV<sup>e</sup> siècles ap. J.-C., illustrée par une base documentaire qui peut être utilement comparée avec les informations fournies par les textes juridiques du *Corpus Iuris Civilis* (surtout le *Code* et le titre 50.4 du *Digeste*) et du *Code Théodosien*, les inscriptions grecques d'Asie Mineure et les auteurs littéraires comme Libanius. D. est bien conscient que chaque type de sources jette un éclairage particulier sur des facettes différentes de son sujet, puisque seules les données papyrologiques permettent de sonder les arcanes de l'administration villageoise, par opposition à celle des villes. Cette constatation justifie pleinement le plan général de la monographie, chaque question étant considérée du point de vue de la spécificité des sources. Non content de décrire de manière très complète la variété et la sphère de compétence des fonctions liturgiques, D. s'intéresse aussi à des questions plus générales comme celle de la responsabilité personnelle des titulaires ou des conditions et procédures de nomination ou d'exemption. On peut toutefois émettre quelques réserves aussi bien sur le fond que sur la forme. On aurait pu attendre une meilleure mise en valeur des quelques archives conservées (Isidore, Sakaon) pour passer du plan administratif au domaine social, un sens plus aigu du développement historique, avec une fraîche évaluation des réformes de Philippe l'Arabe (244–249) et de Constance II (ca. 346), un examen microscopique des variations locales, non seulement entre l'Antioche de Libanius et la Moyenne Egypte, mais même à l'intérieur du Fayoum, entre par exemple Philadelphia, Theadelphia et Karanis (fonctions de police). La plus grande frustration suscitée par ce livre par ailleurs rigoureux et précis provient de l'insuffisance flagrante des indices (un glossaire des mots grecs et latins, p. 375–379, auquel manquent des termes comme *poros*, cf. p. 35–43 et s.v. *Vermögen* dans la demi-page d'index général, p. 380; et surtout l'index exhaustif des sources, p. 380–401, qui aurait été très utile s'il ne manquait une partie des références aux pages où elles sont utilisées ou citées).

Jean-Jacques Aubert

**Dirk Henning: Periclitans res publica. Kaisertum und Eliten in der Krise des Weströmischen Reiches 454/5–493 n.Chr.** Historia Einzelschriften 133. Steiner, Stuttgart 1999. 362 S.

Welches sind die Faktoren, die zur Auflösung des Römischen Reiches im Westen geführt haben und das «Verdämmern der Macht» bewirkten, wie es eine neulich publizierte Kasseler Ringvorlesung im historischen Vergleich darstellte? An Antworten auf diese Frage mangelt es nicht; doch wird –

trotz verbesserter Quellenlage und der *Prosopography of the Later Roman Empire* – das Geschehen im Westen während des 5. Jh.s nur selten eindringlich untersucht. In seiner Marburger Diss. bietet D. Henning Analysen auf hohem Niveau: Ausgehend von der Ermordung des Heermeisters Aetius und des Kaisers Valentinian III. sowie der Eroberung Roms durch die Vandalen 455 als wichtiger Zäsur untersucht er, welche zehn Persönlichkeiten zwischen 455 bis 493 im Westen zur Macht kamen. Wenn mit der Absetzung des Romulus 476 und nach dem Tode des Iulius Nepos 480 das weströmische Kaisertum zu Ende ging, so deswegen, weil das Kaisertum seine Aufgaben nicht mehr erfüllte, Veränderungen im Wege stand, politisch entscheidenden Kräften gar zur Belastung wurde. Das Verhältnis der Kaiser zu den Eliten in Rom, in den Provinzen, in Heer und Kirche kannte zwar kooperative Elemente, aber die Parteiungen nach den Ereignissen von 454/55 konnten von keinem Herrscher überwunden werden, zumal die schwierigen Beziehungen zu Konstantinopel mit seinem besser legitimierten Kaisertum, der Aufschwung der Kirche zu einem neuen Stabilitätsfaktor und die Macht der sich regional etablierenden Germanenreiche die Misserfolge in Militär- und Verwaltungsbelangen sichtbarer machten. Zu Recht beurteilt Henning Maiorian als Herrscher, der die römische Existenzkrise erkannte und Gegensteuer gab. Seine Hinrichtung durch Ricimer förderte aber noch die Sezession der Teilgebiete und den Zusammenbruch der Zentralregierung. Die Kontinuität römischer Herrschaft verbürgten fortan die Germanenstaaten, nicht zuletzt der vielfach unterschätzte Odoaker und später der Ostgote Theoderich.

Beat Naf

**David Johnston: Roman Law in Context.** Key Themes in Ancient History. Cambridge University Press, Cambridge 1999. IX, 153 p.

Les historiens de la société et de l'économie romaine ont bien compris le profit qu'ils peuvent tirer de l'utilisation et de la confrontation de sources diverses. Chaque type nécessite l'apprentissage d'une méthodologie spécifique et les textes juridiques peuvent paraître particulièrement intimidants du fait de leur forme, de leur contenu et de leur transmission. L'ouvrage de D. J. contribue de manière économique, raisonnable et originale à faciliter cette démarche. Le ch. 2 est un modèle de clarté dans l'explication du problème des interpolations, des avantages de la palingénésie, de l'évolution du droit et des risques de la quantification. Le ch. 6 pose les bonnes questions pour montrer comment le système judiciaire était supposé fonctionner. L'auteur est bien conscient de la vision partielle qu'offrent les sources juridiques (62), qui doivent nécessairement être complétées par d'autres types de sources (épigraphiques, papyrologiques, littéraires et archéologiques) (27 et 131), qu'il connaît évidemment bien. Malgré tout, si c'est une telle confrontation que le lecteur attend des ch. traitant du droit positif (3–5), il sera déçu: par manque d'espace ou à dessein, le contexte promis par le titre est plus postulé qu'illustré, la bibliographie choisie à laquelle l'auteur renvoie permettant toutefois de suppléer à cette lacune (Tregiari pour le mariage, Champlin pour les testaments, etc.). D. J. a un véritable sens historique: loin de se laisser guider par la masse de textes relatifs au droit des successions (sa spécialité), il consacre une place particulière au droit commercial, non seulement parce qu'il reconnaît que le sujet a été délaissé par les historiens anciens et modernes, mais aussi parce que sa reconstruction lui permet de s'affranchir de la structure imposée par les manuels tributaires des *Institutes* de Gaius. Et le résultat suggère bien le hiatus qui peut exister entre théorie et pratique, entre usages romains et applications provinciales, entre cas hypothétiques et situations réelles. Un des intérêts principaux réside dans le choix des exemples qui illustrent un discours riche, plein de bon sens et parfois amusant (par ex. 6, 51, 75, 83, 97: une gageure dans le domaine du droit romain).

Jean-Jacques Aubert

**Jill Harries: Law & Empire in Late Antiquity.** Cambridge University Press, Cambridge 1999. IX, 235 p.

En matière de droit pénal et de procédure judiciaire, l'Antiquité tardive a plutôt mauvaise presse. J. H. démontre avec succès que correctement interprétées à la lumière de la littérature de l'époque (Augustin, Libanius, Symmaque, Ausone, etc.) et des documents papyrologiques d'Egypte (archives d'Abinneus, de Sakaon, d'Isidore, etc.), les sources juridiques tirées essentiellement des codifications de Théodore et, accessoirement, de Justinien nous présentent l'image d'une société prête à parler de ses problèmes et à proposer des solutions, si imparfaites soient-elles dans leur application (78, 121).

Fort d'une longue tradition édictale, jurisprudentielle et doctrinale, le droit romain reste (IV<sup>e</sup>–V<sup>e</sup> s.) dynamique et prescriptif, quoiqu'essentiellement réactif et descriptif, teinté de rhétorique, mais au moins consigné par écrit et publié, voire réitéré, certes l'apanage de l'aristocratie comme contrepoids du pouvoir impérial (42, 129), mais susceptible d'être utilisé au profit d'individus appartenant aux classes plus modestes (152, 171, 183). Si les constitutions impériales évoquent souvent le juge corrompu et les phénomènes de patronage, c'est parce que le législateur est conscient du problème et essaie d'y remédier en offrant des voies de recours, des garde-fous et des procédures parallèles (arbitration, *episcopalis audientia*). La dureté des peines devrait nous rendre attentif à l'altérité («otherness» 123, 133) du monde antique face à la souffrance physique si nous n'étions pas déjà anesthésiés par les rapports quotidiens de violations des droits de l'homme. Ainsi, J. H. propose une lecture «alternative» du droit romain tardif comme source historique (4), le droit étant conçu comme un révélateur d'une multiplicité de relations sociales, politiques et économiques sur des axes aussi bien verticaux qu'horizontaux (8), ainsi que de mécanismes psychologiques universels (144–152, «The justifications of punishment»). Cet ouvrage constitue une bonne introduction au droit romain tardif en général et au *Code Théodosien* en particulier, qu'il situe dans son contexte politique et social tout en préservant un véritable sens de l'espace (Est-Ouest, mais surtout l'Italie, l'Egypte et l'Afrique, mais aussi la Gaule) et du temps, peut-être plus généreux en amont (Hadrien-Dioclétien) qu'en aval (époque byzantine et haut moyen âge). Accompagné d'une excellente bibliographie (quoique visiblement amputée de sa fin: Watson, cf. p. 31, n. 110; Williamson: p. 59, n. 11?) et d'un index général bien utile, le tout constitue un travail de grande qualité.

Jean-Jacques Aubert

**Ernest Metzger** (éd.): **A Companion to Justinian's Institutes**. Duckworth, Londres 1998. XVII, 283 p.

Défini comme un «companion», le livre que je présente ici est le type même du livre-outil. Il est destiné à commenter la traduction anglaise des *Institutes* de Justinien – cours rédigé en fait par Tribonien, Théophile et Dorothée et publié sous le nom de l'empereur, le 21 novembre 533 – réalisée par P. Birks et Gr. Mc Leod (1987). Naturellement, mais il faut le regretter, les *Institutes* ont surtout pour lecteurs des juristes. C'est donc dans un esprit purement juridique qu'a été conçu le présent commentaire. Comme on sait, les *Institutes* comportent quatre livres. Rien de ceci n'apparaît dans le *Companion*, qui compte sept chapitres, «Sources» (G. McCormack), «Personnes» (O. F. Robinson), «Propriété» (D. L. Carey Miller), «Successions» (W. M. Gordon), «Obligations» (R. Evans-Jones et G. McCormack), «Actions» (E. Metzger) et «Les procès criminels» (O. F. Robinson). La présentation est donc purement thématique et ne s'astreint pas à suivre l'ordre des notions telles qu'elles apparaissent dans la source. Ainsi, il arrive que celle-ci soit les *Institutes* de Gaius (p.ex. p. 26–27: sur la subordination de l'épouse au mari). Certes, les références sont correctement données, mais le lecteur ne doit pas compter sur le *Companion* pour avoir des informations sur Gaius ou, de façon générale, sur les maîtres du droit dont l'autorité est invoquée. Chacun des chapitres est muni d'une bibliographie et d'une annotation sommaires. En outre, le *Companion* est muni d'une importante batterie d'indices, parmi lesquels le glossaire des principales expressions latines, un outil extrêmement précieux. À l'usage, et même s'il est peut-être dans sa conception trop étroitement tributaire des besoins d'un enseignement *sui generis*, le *Companion* est un bon ouvrage qui rendra d'innombrables services, même à ceux qui s'intéressent plutôt aux institutions ou à l'histoire, s'ils veulent utiliser patiemment les appendices de l'ouvrage concurremment avec le texte original des *Institutes*.

Jacques Schamp

**Sarah Iles Johnston: Restless Dead. Encounters between the Living and the Dead in Ancient Greece.**

University of California Press, Berkeley/Los Angeles/Londres 1999. XXI, 329 p.

Cette enquête sur les rapports entre vivants et morts dans le monde grec part d'un constat historique: phénomène à la fois universel et transhistorique, la peur des morts connaît un développement remarquable dans la période dite «orientalisante» de l'histoire grecque, à savoir entre 750 et 650 av. J.-C. Ce constat entraîne Sarah Johnston à examiner comment l'émergence de nouvelles formes rituelles, plus spécifiquement magiques ou mystérieuses, vient offrir une série d'alternatives à une conception plus ancienne, celle dont témoignent les strates les plus archaïques de la tradition homérique. On assiste ainsi, dans l'histoire, à la formation de nouvelles croyances et de nouvelles pratiques

religieuses, que l'auteur compare aux données mésopotamiennes. Rites funéraires, rites apotropaïques, sacrifices de purification, figures divines et pratiques magiques évoluent en Grèce, se modifient et se reconstituent sous nos yeux, dans un rapport constant entre textes littéraires et réalités culturelles et cultuelles. On notera la substantielle analyse qui est donnée d'Hécate (une spécialité de Sarah Johnston), et la présentation rigoureuse de toute une série de démons hostiles aux femmes enceintes et aux petits enfants, autant de figures qui peuvent nous sembler familières mais qui jusqu'ici étaient en réalité mal connues: Gello, Lamia, Mormo en particulier. Dans la dernière partie de ce livre, l'analyse du dossier des Erinyes conduit de la poésie archaïque, via les rituels de purification et de réformation des cultes attribués au mystérieux Epiménide, jusqu'à la tradition orphique attestée dans le Papyrus de Derveni.

Philippe Borgeaud

**Robin Hägg (Hrsg.): Ancient Greek Hero Cult.** Proceedings of the Fifth International Seminar on Ancient Greek Cult, organized by the Department of Classical Archaeology and Ancient History, Göteborg University, 21–23 April 1995. Acta Instituti Atheniensis Regni Sueciae, Series in 8°, 16. Paul Åströms Förlag, Stockholm 1999. 207 S., 46 Abb., 2 Taf.

Die Seminare, die das Schwedische Institut in Athen zum griechischen Kult veranstaltete, sind mit dem Umzug von R. Hägg von Athen nach Göteborg mitgewandert. Das fünfte (und erste in Göteborg) galt dem Kult der Heroen: Insbesondere durch die archäologischen Forschungen seit den 80er Jahren (zu nennen Cl. Bérard oder N. Coldstream) hat sich hier die lange Zeit stabile Forschungslage wenigstens zur Frühgeschichte der griechischen Heroen drastisch verändert, ist durch die Forschungen zur Entstehung der Polis auch theoretisch manches in Bewegung geraten; die neue *communis opinio* lässt sich etwa so zusammenfassen, dass Heroen als kollektive Ahnen der Polis mit ihrer Selbstdefinition eng zusammengehen. Entsprechend beschäftigen sich mehrere der Seminarbeiträge mit Ursprüngen und Frühgeschichte. A. Mazarakis Ainian legt die archäologischen Befunde mehrerer Kultorte vor, die Gräber von eben heroisierten Toten sind; R. Hägg skizziert die Beziehungen zwischen den drei Grössen «Funerary ritual, veneration of ancestors and the cult of heroes in Greece» in einem Text, von dem man bedauert, dass er hier nur als Zusammenfassung vorliegt; Carla M. Antonaccio analysiert differenziert (und gelegentlich zu knapp) die Entstehung der Kulte epischer Heroen (Menelaos in Sparta) und die Rolle des Kults des heroisierten Gründers einer Kolonie. – Dem Verhältnis zur Polis gelten vier Beiträge: Chr. Auffarth konzentriert sich auf den Heroenkult in Argos, insbesondere der Danaiden als unwahrscheinlicher Ahnen (stellt allerdings den Ahnenbegriff gerade nicht in Frage); Uta Kron greift die Heroen als Schützer ihrer Stadt heraus, ausgehend von den Kampfhelfern; Barbara McCauley sammelt die Fälle von «Reliquienübertragung» (wichtig wegen des Materials, das sehr unscharf analysiert ist); J. Hall nuanciert das Verhältnis von Heros und Polis angesichts des Kultes mancher Heroen in verschiedenen Städten (anregend, gerade weil er aus der sonst beinahe bedrückend befolgten *opinio communis* ausschert). – Drei Beiträge gelten einzelnen Kulten: den Dioskuren in Athen im Lichte der Auseinandersetzung mit Sparta (H. A. Shapiro), Asklepios in Athen (J. W. Riethmüller), Melikertes-Palaimon in Isthmia (E. R. Gebhard und M. Dickie). Den Abschluss machen zwei vorzügliche Arbeiten zur Terminologie der Heroenopfer bei Pausanias und ein knapper, aber sehr instruktiver Abriss über die Entwicklung des Heroenkults zwischen Hellenismus und Spätantike (D. D. Hughes). Zwei Indizes erschliessen den wie immer sorgfältig produzierten und anregenden Band.

Fritz Graf

**Anne Viola Siebert: Instrumenta Sacra. Untersuchungen zu römischen Opfer-, Kult- und Priestergeräten.** RGVV 44. De Gruyter, Berlin/New York 1999. VII, 365 S.

Da der Teufel bekanntlich im Detail steckt, verlangt bei Arbeiten dieses Typs der Katalogteil besonders viel Einsatz. Dank der Sorgfalt und klugen Regie der Autorin erschliesst sich uns nun bequem das archäologische Material der bei römischen Opfern verwendeten Requisiten, und zwar in einem systematischen Katalog, der auch literarische Quellen und Inschriften enthält, und einem darauf bezogenen Denkmälerkatalog. Tafeln und Abbildungen machen die besprochenen Kultgeräte anschaulich.

Der vorausgehende Teil des Buchs stellt, nach Sachgruppen gegliedert, die unmittelbar beim Opfer oder in dessen Handlungskontext verwendeten Gerätschaften vor, erläutert Form und Funktion und diskutiert Forschungsprobleme. Hier sind besonders die immer wieder dezidiert vorgetragenen Begriffsklärungen von grossem Nutzen. Gedanken macht sich die Autorin auch über die Verwendung bestimmter Geräte als Priesterinsignien und die emblematische Funktion auf bildlichen Darstellungen.

Was den theoretischen Ertrag der Arbeit für das Verständnis des römischen Opfers angeht, stellt sie keinen Fortschritt dar, beruft sich die Autorin doch recht unselbstständig auf Latte und Muth. Damit liefert sie, wenn auch unfreiwillig, einen Beleg für ihr Postulat, «dass die klassischen Altertumswissenschaften zu einer interdisziplinären Zusammenarbeit zurückfinden müssen» (4). Noch funktioniert dies offenbar nur ansatzweise. Doch die Arbeit von Anne Viola Siebert stellt einen wichtigen Beitrag zur Überwindung unnötiger Schranken dar. Dafür sei ihr gedankt. Dorothea Baudy

**Thomas Gelzer/Michael Lurje/Christoph Schäublin: Lamella Bernensis. Ein spätantikes Goldamulett mit christlichem Exorzismus und verwandte Texte.** BzA 124. Teubner, Stuttgart/Leipzig 1999. X, 197 S., 6 Abb., 1 Falttafel.

Der vorliegende Band legt ein unveröffentlichtes Amulett auf Goldfolie (LB: Privatbesitz) vor, zusammen mit den eng verwandten Texten eines Amulette auf Silberfolie (TMB: aus Beirut, im Louvre, publ. zuletzt R. Merkelbach, *Abrasax* 4, Nr. 7, S. 81–87) und eines Textes auf Papyrus (aus Oxyrhynchos, in Florenz; *PGM XXXV*, R. Merkelbach, *Abrasax* 4, Nr. 6, S. 71–79). Auf eine detaillierte Beschreibung der drei Texte (mit Datierungen aufgrund des Schriftcharakters: LB 5. Jh.; TMB 5./6. Jh.; PGM 5./6. Jh.) folgen diplomatische Umschrift, Text und Übersetzung von LB und TMB; PGM XXXV wird mit neuen Lesungen lediglich auf der Falttafel mit synoptischem Text aller drei Texte wiedergegeben (S. 1–59, Gelzer). Herzstück der Edition ist der ausführliche Kommentar, der im Wesentlichen LB und TMB gilt (61–128, Schäublin, unter Mitarbeit von Lurje) und an den sich ein Schlusskapitel, «Die Komposition der Amulette und ihre Vorlagen», anschliesst (129–160, Gelzer). Ausführliche Bibliographie und Indizes (Lurje) schliessen den Band ab. Alle drei Texte stehen im wesentlichen in jüdischer exorzistischer Tradition. Der Kommentar arbeitet dies mit reichem Parallelmaterial heraus (wichtig das *Testamentum Salomonis*), zeigt auch aber auch die mögliche christliche Transformation, nicht zuletzt in der sehr ansprechenden Hypothese, dass LB ein Taufamulett sei (121–123; könnte TMB analog zu einem Hochzeitsritual gehören?). Das Schlusskapitel zeigt eindrücklich, wie alle drei Texte aus der Bricolage von älteren Elementen gebaut wurden, und kann das Profil der Verfasser von LB («theologisch gebildeter Mann») und TMB («etwas bescheidener» 160) rekonstruieren. Über die Bedeutung des einen, umfangreichen neuen Textes hinaus macht der Versuch, rituelle Hintergründe und den Sitz im Leben zu ergründen, die vorliegende Monographie zu einem exemplarischen Text zur antiken Magieforschung – man wünscht sich, dass dieses Buch Schule macht.

Fritz Graf

**Christophe Batsch/Ulrike Egelhaaf-Gaiser/Ruth Stepper (Hgg.): Zwischen Krise und Alltag. Antike Religionen im Mittelmeerraum.** Potsdamer Altertumswissenschaftliche Beiträge 1. Steiner, Stuttgart 1999. 287 S., 15 Abb.

Die neue Reihe der Potsdamer Altertumswissenschaftlichen Beiträge (PAwB) «soll wissenschaftlichen Arbeiten aus allen Bereichen der Altertumswissenschaft ein Forum» bieten. Der erste Band legt die Beiträge zu einem Kolloquium zu den antiken Religionen vor, das J. Rüpke und P. Barceló (Potsdam) zusammen mit J. Scheid (Ecole Pratique des Hautes Etudes, Paris) im Juni 1997 mit französischen und deutschen Nachwuchsforscherinnen (die grosse Mehrheit) und -forschern veranstaltet hatten. Dominant sind Themen aus der römischen Religion, insbesondere der Kaiserzeit (zehn Beiträge); daneben stehen ein Beitrag zum Judentum (Chr. Batsch), drei zu Griechischem (Chr. Aufarths «Feste als Medium antiker Religion», geht für seine methodologischen Überlegungen von griechischen Festen aus und rennt erstaunlich viele offene Türen ein; A. Zografou, «L'éénigme de la triple Hécate», ist ein gediegener religionsikonographischer Beitrag; S. Crippa, «Entre vocalité et écriture», zur Stimme der Sibylle und der des Zaubers in den griechischen Zauberpapyri als göttliche

Stimmen), zwei zum Christentum im antiken Kontext (U. Riemer weist die domitianische Christenverfolgung als Phantom aus; P. Barceló über Konstantins Konversion). Neben dem wie immer magistralen Beitrag von John Scheid über den komplexen Eintrag bei Varro, *L. L.* 5,45–54 zu den Kapellen der Argei und den in der Fragestellung aufregenden, aber etwas schnellen Gedanken von J. Rüpke über antike Grossstadtreligion sind es insbesondere die Beiträge der Jüngeren, die Archäologie und Religion verbinden, welche diesen Rez. beeindruckten – A. V. Siebert zu «Römischem Opfer- und Kultgerät» verbindet Archäologie und Philologie; U. Egelhaaf-Gaiser, «Wohnen bei den Göttern» untersucht Lebensbedingungen und Religiosität des niedrigen Tempelpersonals, Chr. Kunst, «Wohnen mit den Göttern» (221–241) die Verbindung von Wohnhaus und Tempel in der Palastarchitektur seit Augustus. M. Sebai skizziert römische Provinzreligion anhand des inschriftlichen Materials aus dem kaiserzeitlichen Thugga. – R. Stepper untersucht die Verwandlung des Oberpontifikats vom Amt zum blossem Titel zwischen Caesar und Nerva, der als erster pontifex maximus nicht mehr gewählt wurde (nützlich, wenn auch etwas lang); Chr. Naase gelingt es, die Quellenanalyse von Macr. *Sat.* 3,5,5 – zu *hostia consultatoria* – zum Instrument religionsgeschichtlicher Einsicht zu machen; A. Glock legt Properz' Vertumnuselegie (4,2) als Beispiel dichterischer Aitiologie vor (ein hilfreicher Beitrag in der neuen Diskussion zum Thema Aitiologie), und V. Sauer stellt ihr Dissertationsvorhaben zur Verwendung religiöser Argumentation in der späten Republik (natürgemäß v.a. bei Cicero) vor, ein Projekt, das nicht zuletzt für die Selbstreflexion von Religion in Rom interessant sein kann. – Im ganzen ein Band, der gerade durch seine Buntheit eindrücklich Zeugnis über die Arbeiten der nächsten Forschergeneration und zur fruchtbaren deutsch-französischen Zusammenarbeit ablegt. Störend ist allein das Französische mancher Resumés, wo offensichtlich die redaktionelle Hand gefehlt hat (abschreckend S. 39f.).

Fritz Graf

**Karl Pestalozzi (Hrsg.): Der fragende Sokrates.** Colloquium Rauricum 6. Teubner, Stuttgart/Leipzig 1999. 316 S., 19 Abb.

Die hier vereinigten Referate stammen aus dem im September 1997 gehaltenen Colloquium Rauricum auf Castelen bei Basel. Die erste Vortragsgruppe bespricht die antique Rezeption des Sokrates, der – wie das Delphische Orakel – fordert, sich selbst zu erkennen. Damit versinnbildlicht er das Fragen nach dem Wesen des Menschen. In den platonischen Dialogen zwingt das sokratische Fragen den Gesprächspartner auf methodische Art zum selbständigen Finden neuer Werte. Ob in Xenophon, wo Sokrates als vollkommener Weiser vorkommt, im Komödienporträt des Aristophanes oder in ikonographischer Darstellung: stets ist Sokrates ein unbequemer Gesprächspartner. Im zweiten Teil des Buches greifen vier Fallstudien die Wirkungsgeschichte des sokratischen Fragens auf. Im Rahmen der frühchristlichen Reflexion, der deutschen Aufklärung wie auch bei Kirkegaard steht Sokrates u.a. für die Spannung zwischen philosophischem Wissenwollen und bezwingendem Offenbarungsglauben. Nietzsche schliesslich vermittelte Sokrates' Auftrag zur Selbsterkenntnis ins 20. Jahrhundert. Der dritte Abschnitt geht auf einen für Philosophen weniger bekannten Bereich ein. Das sokratische Anliegen, zu sich selber zu kommen, spannt sich durch philosophische Praxen, Freudsche Psychoanalyse oder allgemein wissenschaftliche Neugierde als Vorbild zu einer Lebensform unabhängigen Urteilens und ständigen Infragestellens. Mehr als eine Auseinandersetzung mit der philosophischen Lehre Sokrates', bieten die hier gesammelten Vorträge eine gedankengeschichtliche und interdisziplinäre Diskussion der abendländischen Tradition kritischen Denkens.

Martina Stemich

**Jonathan Barnes/Miriam Griffin (Hgg.): Philosophia Togata II. Plato and Aristotle at Rome.** Clarendon Press, Oxford 1997. 300 S.

*PT II* ist die (ursprünglich nicht vorgesehene) Fortsetzung von *Philosophia Togata* von 1989. Der Bezug zu Rom wirkt zwar teilweise erzwungen, so dass der Titel für einige der Artikel etwas irreführend ist; doch die klingenden Namen der Beiträger(innen) wecken keine falschen Erwartungen. J. Barnes unterzieht die Quellen zur ‘Geschichte’ von Aristoteles’ Bibliothek und zur Verbreitung und Herausgabe seiner Werke einer genauen Prüfung und kommt zum Schluss, dass die sogenannte ‘Römische Edition’ des Andronikos nicht als Ausgangspunkt für das wiedererwachende Interesse an den aristotelischen Schriften gesehen werden kann, sondern dass bereits vor und kurz nach Aristote-

les' Tod (Teil-)Ausgaben im Umlauf waren. A. Lintott vergleicht die Zeugnisse zu den verschiedenen Formen von Mischverfassung und klärt im Rahmen dieser staatsphilosophischen Konzeption den Unterschied zwischen Polybios' und Ciceros Interpretation der römischen Republik. M. Griffin zeigt am Beispiel von Ciceros *Laelius* und seinem Briefwechsel mit Caesars Freund Matius auf, dass philosophische Lehren in der römischen Bildungselite nicht abstrakte Theorien blieben, sondern im Kontext der politischen Ereignisse immer wieder neu diskutiert wurden. Anhand des anonymen *Theaetet*-Kommentars erklärt D. Sedley die aufgekommene Wort-für-Wort-Kommentierung mit dem Bedürfnis der Mittelplatoniker, gegenüber den skeptischen Akademikern die Einheit der platonischen Schule genau zu dokumentieren. T. Tarver stellt Varros *liber de philosophia*, der die Schuldefinitionen des *summum bonum* anhand der doxographischen Methode der *divisio* darlegt, in die antiquarische Tradition. Die Aufsätze von S. Swain und L. Holford-Strevens sind Plutarch und Favorinus gewidmet und diskutieren biographische und werkspezifische Quellen. M. Frede betont den politischen Aspekt, wenn Kelsos den Christen vorwirft, mit der hellenistischen Tradition, auf der auch die Einheit des römischen Reichs beruht, gebrochen zu haben. F. Millar stellt die für Porphyrios oft geltend gemachte 'orientalische Kultur' in Frage und warnt davor, einer Persönlichkeit der römischen Kaiserzeit vorschnell eine ethische und kulturelle Identität zuzuschreiben. Wer sich einen differenzierten Überblick über die (teilweise bereits anderswo geführten) Diskussionen zur Entwicklung der platonischen und aristotelischen Philosophie in der Zeit der römischen Republik und der Kaiserzeit (ohne Spätantike!) verschaffen will, wird hier exzellent bedient.

Therese Fuhrer

**Dire l'évidence (philosophie et rhétorique antiques).** Textes réunis par Carlos Lévy et Laurent Pernot. Cahiers de philosophie de l'Université de Paris XII-Val de Marne 2. L'Harmattan, Paris/Montréal 1997. 448 p.

L'évidence n'a pas fait l'objet de nombreuses études. Le fait est d'autant plus surprenant qu'introduite dans le champ de la philosophie après l'époque classique, la notion y joue d'emblée un rôle important. En latin, elle s'exprime par le néologisme *evidentia*, créé par Cicéron au printemps 45, pour rendre le grec *ἐνάργεια*. Il était donc intéressant de mener une enquête sur ce moment paradoxal où la parole, arrivée aux limites de ses possibilités d'expression, cède la place à l'indicible. Certaines des questions soulevées par ce thème obligaient à remettre en perspective aussi bien les divers systèmes philosophiques de l'antiquité hellénistique et romaine que la rhétorique et la littérature contemporaines et postérieures. Les contributions, présentées lors d'un colloque en 1995, sont l'œuvre d'une vingtaine de savants et se répartissent en quatre sections: «Evidence et argumentation», «L'évidence, obstacle ou accès à la connaissance?», «Images, imagination» et «L'ineffable». La philosophie s'y taille la part du lion, qu'il s'agisse du pythagorisme (A. Petit), de Platon (L. Brisson), du stoïcisme (Frédérique Ildefonse), de l'épicurisme (Claire Auvray-Assayas) et de ses rapports avec le stoïcisme (W. Görler, D. Delattre), de Sénèque (F.-R. Chaumartin), du pyrrhonisme en ses diverses variétés (J. Brunschwig), de Philon d'Alexandrie (B. Decharneux), de Plotin et de Damascios (Ph. Hoffmann), de Denys l'Aréopagite (A. Michel) ou de l'accueil réservé au XVII<sup>e</sup> s. à S. Augustin (E. Bury). La rhétorique joue, par comparaison, un rôle relativement restreint (B. Schouler), avec des études sur les limites de l'*ἐνάργεια*, sur son importance dans l'*ecphrasis*, sur le sublime et l'ineffable dans le classicisme français (G. Declercq). L'évidence chez les poètes complète le parcours. On le voit, le menu est extrêmement riche et satisfera bien des appétits.

Jacques Schamp

**Raffaella Petrilli: Temps et détermination dans la grammaire et la philosophie anciennes.** Nodus, Münster 1997. 233 p.

C'est une histoire de la négation que contient ce livre. Mais dire cela eût impliqué de suivre la voie d'une logique dont le formalisme est visiblement étranger à l'auteur. Cependant, et une fois surmonté l'obstacle d'une phraséologie incommodément philosophique, ce livre se révèle extrêmement intéressant. Faire l'histoire extensive de la notion d'indéfinition par effet de négation permet de suivre les développements du combat cognitif que l'homme ancien a livré pour la maîtrise conceptuelle du flou quantitatif. Cette enquête, même si elle s'arrête à Cicéron et à Varron, permet au passage de rendre aux ignorés, à Théophraste et aux stoïciens, prétérités par le manque de documents, leur importance

dans la création de la future logique prédictive. L'histoire de la découverte de l'interaction, signalée déjà par Aristote, entre sémantique, logique et syntaxe est un autre pôle d'intérêt de ce livre. Elle offre au linguiste qui s'occuperaient de logique, l'occasion de saisir autrement que par le biais synchrone la relation première qui unit sémantique et dialectique. Elle devrait aussi contribuer à rappeler que la logique, parfois considérée comme de la dialectique désémantisée, ne doit d'exister qu'à cette sémantique dont on cherche encore trop fréquemment à se défaire. On en tirera la conséquence nécessaire que le flou référentiel en général trouve dans la logique du langage une place d'autant plus évidente qu'il est, comme l'a un jour rappelé Greimas, d'ordre quantitatif et non pas ontologique – un fait que les grammairiens négligent d'habitude lorsqu'ils traitent des «indéfinis». Toutes ces remarques feront comprendre que le livre de Raffaella Petrilli, au demeurant solide et bien documenté, mérite quelques heures d'attention.

Gérard Fry

**Aldo Magris: La logica del pensiero gnostico.** Scienze delle Religioni. Morcelliana, Brescia 1997.  
523 S.

Der Titel des umfangreichen Buches des Religionsphilosophen A. Magris (M.) verspricht einen neuen Zugang zum gnostischen Gedankengut. Dies entspricht insofern einem Desiderat, als bisher noch kaum Untersuchungen zu der dem gnostischen Denken in seinem natürlichen und dynamischen Fortgang inhärenten Folgerichtigkeit, Konsequenz und seinen inneren Mechanismen («logica») vorliegen. M. versteht hier unter «Logik» freilich keine abstrakte Formallogik oder Logik im strengen Sinne. Vielmehr sei die Logik des gnostischen Denkens durch solch «mythische» Instrumente wie narrative Darstellung, freie Assoziation und den Unterschied zwischen verstecktem und offenbarem Inhalt gekennzeichnet. Mithin legt M. seiner Studie einen von Hegel abgeleiteten Begriff der Logik als Ausdruck der intrinsischen Lebendigkeit und Selbstbewegung des Denkens zugrunde. Damit setzt sich M. gegen die in seiner methodologischen Einleitung gut im Überblick beschriebenen dominierenden Tendenzen in der modernen Forschung ab, die sich zu sehr auf die Frage nach der Definition und dem exakten Ursprung des Gnostizismus konzentrieren und damit dessen Begriff am Ende zur Auflösung bringen. Demgegenüber geht es dem Autor darum zu verstehen, wie das gnostische Denken – synthetisch gesehen – eigentlich funktioniert. Anstelle einer möglichst genauen Eingrenzung durch Ausschluss von vermeintlich nicht-gnostischen Texten will M. das Phänomen «Gnostizismus» vielmehr ausweiten, um es in seiner ganzen praktischen, materialen und teils chaotischen historischen Komplexität anzugehen und um innerhalb dieser Thematik die «logica» zu untersuchen.

Neben Vorwort und Einleitung zerfällt das Buch in drei Teile, die sich mit der Gottesferne, mit dem mythischen Verständnis der Welt und mit der gnostischen Tendenz zur «Säkularisierung» beschäftigen. Eine Bibliographie, ein thematischer Index sowie zwei Namensverzeichnisse (antik und modern) schliessen das Werk ab.

Gerald Bechtle

**Georg Wöhrle (Hrsg.): Geschichte der Mathematik und der Naturwissenschaften in der Antike.**  
Bd. 1: **Biologie.** Steiner, Stuttgart 1999. 284 S., 4 Abb.

Von der auf mehrere Bände veranschlagten *Geschichte der Mathematik und der Naturwissenschaften in der Antike* ist als erster der Band *Biologie* herausgekommen (ihm gefolgt ist eben gerade der zweite Band *Geographie*). Dem Herausgeber, Georg Wöhrle, der sich selbst auf diesem Gebiet schon durch mehrere Arbeiten ausgewiesen hat, ist es gelungen, eine Reihe renommierter, auch mit biologischen Sachfragen vertrauter Bearbeiter einzelner Teilbereiche heranzuziehen, die nicht zufällig z.T. auch im oben vorgestellten Symposions-Band über die aristotelische Biologie mitgewirkt haben (außer dem Hrsg. J. Althoff, S. Amigues, Ph. J. v. d. Eijk, S. Föllinger, H. Görgemanns, B. Herzhaft, Ch. Hünemörder, W. Kullmann, A. Önnerfors, A. Touwaide). Beim vorliegenden Buch handelt es sich, soweit ich sehe, um die erste umfassende, in einer selbständigen Monographie zusammengefasste Darstellung der antiken Biologie. Das Besondere an ihr ist, dass nicht nur die Hauptvertreter der antiken Zoologie und Botanik, Aristoteles und Theophrast, ins Auge gefasst werden, sondern dass in chronologischer Reihenfolge auch die Vorgeschichte und die spätere Wirkungsgeschichte miteinbezogen werden. Die deswegen keineswegs weniger pionierhaft erscheinenden Leistungen des Aristoteles und des Theophrast stehen damit in einem viel grösseren Kontext: Bei den Vorsokra-

tikern und bei Plato gibt es für die Biologie erstaunlich viel zu holen. Die Zeit des Hellenismus trug mit ihren Sammelwerken Wesentliches bei für die Verbreitung biologischer Kenntnisse in römischer Zeit bis hinein in die christliche Spätantike, wobei allerdings das wissenschaftliche Interesse zunehmend zu erlahmen beginnt und einer unterhaltsamen Mirabilienliteratur Platz macht. Die übersichtliche, durchaus hilfreiche chronologische Gliederung hat freilich zur Folge, dass einzelne Themenbereiche wie etwa die Frage der Spontangeneze keine geschlossene Darstellung finden. Mit einem – leider nicht vorhandenen – einfachen Schlagwortverzeichnis oder einem Stellenindex hätte sich dieser Nachteil zumindest teilweise wettmachen lassen.

Alfred Stückelberger

**Pascal Arnaud/Patrick Counillon: *Geographica Historica*.** Textes réunis. Ausonius-Publications. Etudes 2. Ausonius, Bordeaux 1998. 278 S.

Der Sammelband vereinigt vierzehn Beiträge, welche 1994/95 in einer koordinierten Ringveranstaltung der Universitäten Bordeaux III und Nice vorgetragen worden waren. Gleichsam der kleinste gemeinsame Nenner der behandelten Fallbeispiele ist die für Althistoriker wie für Archäologen zentrale Frage nach dem Kenntnisstand und der Verlässlichkeit antiker geographischer Texte. Die Hauptprobleme im Umgang mit der historischen Geographie – Quellenforschung, Toponomastik, Textsorte – finden beredten Ausdruck z.B. in den Ausführungen von J. Desanges über Agatharchides' Beschreibung der Rotmeerküste. Nicht nur gilt es, aus der Epitome des Photios und den Auszügen bei Strabon den Anteil von Diodor Siculus herauszuklauben; ebenso wichtig für eine Beurteilung des Agatharchides als historische Quelle ist sein vielfältiger Rückgriff auf literarische Gewährsmänner. Methodisch in dieselbe Richtung weist der Artikel von R. Descat über die Beschreibung Kariens beim älteren Plinius (5,103–109 und 131–134). Im Bereich der Toponymik überprüft P. Arnaud die Ortsnamen auf *-iana/-ianis* der lateinischen Itinerarien in ihrem Aussagewert über die Entwicklung von Domänen (z.B. *Caeciliana* in Syrien oder *Calpurniana* in der Provinz Baetica) zu stadtähnlichen Siedlungen. A. Arnaud-Protelli ihrerseits demonstriert eindrücklich die Frustration des Historikers, der wegen der geographisch unstimmigen Angaben die literarisch sonst gut bezeugte Kolonie *Babba Iulia Campestri* (h. in Marokko) immer noch nicht sicher lokalisieren kann. Dass die *Ethnika* des Stephanos von Byzanz in keinem Beitrag gewürdigt werden, ist bedauerlich; veranschaulicht doch das einflussreiche Werk wie kaum ein anderes die antique Verbindung von Geographie und grammatisch-lexikographischer Tradition.

Margarethe Billerbeck

**Papias: *Ars grammatica*.** Edizione critica a cura di Roberta Cervani. Testi e manuali per l'insegnamento universitario del Latino 50. Pàtron, Bologna 1998. CVI, 270 S.

Der ital. Gelehrte Papias (11. Jh.) ist vor allem durch sein damals bahnbrechendes Wörterbuch *Elementarium* bekannt. Seine weniger umfangreiche, bisher ungedruckt gebliebene *Ars grammatica* ist eine Bearbeitung der *Institutiones grammaticae* Priscians (ohne die Bücher 17 und 18); sie hat sich in nicht weniger als 42 Handschriften erhalten. Die beträchtliche Verbreitung zeigt, dass dieses gründliche und doch handliche Lehrbuch der Grammatik geschätzt und mancherorts verwendet wurde. Der Bearbeiter hat Priscians Text stark gestrafft, doch im Aufbau und meist auch im Wortlaut folgt er seiner Vorlage. Die auffälligste Änderung gegenüber Priscian besteht darin, dass die Klassikerzitate grösstenteils anonymisiert und auf das Einzelwort, um das es jeweils geht, reduziert worden sind. Da und dort ist ein Beispiel aus der christlichen Sphäre aufgenommen oder sind biblische Personennamen oder auch zeitgenössische Ortsnamen aus Italien benutzt. Dagegen ist von den mannigfachen Entwicklungen des Lateinischen im Mittelalter selbstverständlich nichts in diesen Text eingegangen: Gegenstand des Interesses war allein das – mehr oder weniger für zeitlos genommene – antique Latein. Die vorliegende Edition bietet eine Beschreibung aller erreichbaren Handschriften. Unter den sieben ermittelten Hs.-Familien zeigt eine, aus jungen Hss. bestehend, einen stark veränderten Text und wird folglich nicht berücksichtigt; die Textkonstitution beruht auf insgesamt 10 Hss. Der Quellenapparat verzeichnet die jeweils zugrundeliegende Priscianstelle. Graphische Symbole und ergänzende Angaben zeigen, wie eng Papias seinem Vorbild folgt; zudem birgt die Einleitung quellenkritisches Material. Die Durchsicht dieser augenscheinlich mit grosser Sorgfalt erarbeiteten Edition ergibt keinerlei Beanstandungen. Nur eine Bemerkung zu einer nicht weiter bedeutenden Ein-

zelheit: Wenn an zwei Orten, wo es um den Ausdruck «er heisst / soll heissen ...» geht, die Namen *Homerus* und *Virgilius* bzw. *Priscianus* durch *Iohannes* ersetzt worden sind, ist dies kaum als Hinweis auf den Taufnamen des Verfassers zu werten (diese Vermutung: S. V); eher könnte die in Lukas 1,63 erzählte Begebenheit dahinter stehen.

Peter Stotz

**Vital de Blois: Aulularia.** Introducción, edición critica, traducción y comentario de *Manuel Molina Sánchez*. Biblioteca Latina. Ediciones clásicas, Madrid 1999. 239 S.

Die elegischen Komödien des 12. Jhs zeugen von einem schöpferischen Umgang mit den überlieferten Lustspielen der Antike. Die *Aulularia* des Vitalis von Blois, eine geistreiche Umarbeitung des spätantiken *Querolus*, ist ein besonders gelungenes Stück, das zwar mehrmals herausgegeben wurde, aber niemals zufriedenstellend. Trotz unbestrittenen Verdiensten lässt die bisher massgebende Ausgabe von F. Bertini (1976) viel zu wünschen übrig, vor allem in der Behandlung der Sprache und der Metrik (dazu Rez., *Studi Medievali* 23, 1982, 246–256). Jetzt legt Molina Sánchez nach langer Vorarbeit eine neue kritische Ausgabe mit Einleitung, Übersetzung und ausführlichem Kommentar vor, welche alle Erwartungen erfüllt. Besonders hervorzuheben sind die Sorgfalt der Arbeit und die Unabhängigkeit des Urteils. Möge dieses Werk die Verbreitung finden, die es verdient. B. K. Braswell

**Erasmus Roterodamus: Opera omnia II 8: Adagiorum chilias quarta (pars altera) necnon Adagiorum pars ultima.** Ed. Ari Wesselink. Elsevier, Amsterdam etc. 1997. VII, 378 S., 6 Abb.

Die Ausgabe der *Adagia* in der Amsterdamer Gesamtausgabe des Erasmus macht gute Fortschritte. Seit der Besprechung von tom. I (1993) in dieser Ztschr. (51, 1994, 266) sind ausser dem hier anzuseigenden Band noch erschienen tom. II (1998) und VII (1999), die ebenfalls in Kürze besprochen werden sollen.

Die Sprichwörter dieses Bandes sind Zusätze der späten Adagienausgaben seit 1526 und stellen eine Art Nachlese zum Hauptcorpus dar; einige sind sogar regelrechte Retraktationen früher edierter. W(esselink)s Leistung im Edieren, im Nachweis der antiken parömiographischen Quellen und der Tausenden von Zitaten, in der sachlichen Erklärung und im Aufhellen von Anspielungen – bekanntlich eine besondere Herausforderung – ist hervorragend und lässt kaum einen Wunsch offen. Besonderes Interesse hat er an theologischen und philosophischen Fragen, auch an Niederländischem in der Zeit des Erasmus: So ist z.B. sein Kommentar zur *Auris Batava* (3535) – wo er im übrigen auf eigene Vorarbeiten zurückgreifen konnte – überreich. – Eine Kleinigkeit: zu *Ad. 4082* «Ἀπόλογος Ἀλκινόου ..., vt a nobis antea commemoratus est» meint W., s.E. müsse es richtiger ‘commemoratum’ heissen. Aber das Maskulin bezieht sich korrekt auf Ἀπόλογος Ἀλκινόου als Proverbiump.

*Haupttextgrundlage* ist für diesen letzten Band die letzte Ausgabe zu E.s Lebzeiten 1536 (I), daneben sind die Ausgaben 1526 (F), 1528 (G) und 1533 (H) verglichen. Schön hat W. *Ad. 3506 l. 55* das allein richtige *maculis* aus F hergesetzt, das nicht nur in G–I, sondern auch in allen späteren Ausgaben durch einen Setzerfehler zu *miraculis* entstellt ist. Widerspruch erfordert dagegen sein Verfahren, die falsche Form ἀθρῷος statt der richtigen ἀθῷος 3646 l. 464 im Menanderzitat «fr. 118 Koerte II» – jetzt als *Dyse. 644sq.* zu zitieren – nach allen (auch den postumten) Ausgg. im Text beizubehalten (und die richtige nur in der Anm. als eine Art Variante zu nennen): Er. schreibt selbst in seiner Ausgabe des NT Math. 27,4 (LB VII, 137<sup>B</sup>) ἀθῷος (wobei nur das t subscript. fehlt). Ebenso wenig kann ich die Schreibung von *iritare* (in den Ad.-Auszügen erst seit E [1523], in den postumten Ausgaben wieder berichtigt) nach dem Vorgang von M. L. van Poll-van de Lisdonk, ASD II 1, 11 statt der allein richtigen Gemination *irr-* akzeptieren: 3535 l. 463 u. 4039 l. 361. Die Haplographie ist sprachlich nicht zu rechtfertigen (sollte ein Setzer [gewiss nicht Er. selbst] das Verb fälschlich von *ira* abgeleitet haben?). Vgl. im übrigen *Ad. 4091 l. 903 irritabile* (W.) (anders 3589 l. 82 *iritabili* [W.]), 4093 l. 920 *irritatior* (W.), *Moriae Enc.* (c. 1511) ASD IV 3, p. 162 l. 583 *irritavit* und *Collect.* (1500) prov. (54) *irritare crabrones*.

Aber das sind nur minimale Monenda an einer Ausgabe, die insgesamt hohe Anerkennung verdient.

Winfried Bühler

**Thomas Platter: Lebensbeschreibung.** Hg. von Alfred Hartmann. Zweite Aufl. durchgesehen und ergänzt von Ueli Dill, mit einem Nachwort von Holger Jacob-Friesen. Schwabe, Basel 1999. 218 S., 11 Abb.

Sehr willkommen ist die von U. Dill sorgfältig revidierte, anlässlich seines 500. Geburtstages (der erste ist allerdings nicht so sicher datiert) neu aufgelegte Ausgabe des überaus lebendig geschriebenen Lebensrückblicks des knorrigen Oberwallisers, der es dank seiner unglaublichen Zähigkeit und seiner ausserordentlichen Begabung vom geplagten Verdingbuben schliesslich zum angesehenen Schulhaupt der von ihm reformierten Schule «auf Burg», dem späteren Basler Humanistischen Gymnasium, brachte. Für Liebhaber und für den wissenschaftlichen Gebrauch ist die Lektüre der längst vergriffenen (1. Aufl. 1944) seiten- und zeilengleich wiedergegebenen magistralen Ausgabe von A. Hartmann (einzelne Druckfehler berichtigt) erleichtert durch die Zugabe der (von Hartmann weggelassenen) von Platter am Rand angebrachten gliedernden Stichwörter sowie der Seitenzahlen der Handschrift. Ganz neu sind, als Leitfaden zur Orientierung des Lesers über die Komposition der Autobiographie und die Stellung Platters in seiner Zeit, die einleitende Skizze von Thomas Platters Leben (von U. Dill, S. 11–16) sowie das Nachwort zur Geschichte der Rezeption und zur Faszination des von verschiedenen Seiten her betrachteten «Selbstporträts» (von H. Jacob-Friesen, S. 183–207), alles veranschaulicht durch die zehn sachkundig ausgewählten Abbildungen; sehr nützlich das alle Teile erschliessende vollständige Verzeichnis der Personen- und Ortsnamen.      Thomas Gelzer

**Philippe Borgeaud avec Nicole Durisch, Antje Kolde et Grégoire Sommer: La mythologie du matriarcat. L'atelier de Johann Jakob Bachofen.** Recherches et Rencontres 13. Droz, Ginevra 1999. 252 p.

Al centro dell'interesse di questo libro è la genesi dell'idea di matriarcato nel pensiero di Johann Jakob Bachofen. L'équipe di ricerca ha studiato i manoscritti dell'autore conservati all'università di Basilea rilevando i rapporti che intercorrono tra il *Mutterrecht* (1861) e le opere coeve di Bachofen. Oltre alla conferenza sul diritto delle donne (*Weiberrecht*) pronunciata da Bachofen nel 1856, la ricerca negli archivi ha permesso di rintracciare un altro lavoro determinante per la composizione del libro sul matriarcato: il progetto rimasto incompiuto sull'Italia antica (*Das Alte Italien*), a cui lo studioso basilese si è dedicato negli anni 1855–1856. Alla presentazione di questi manoscritti sono consacrati i capitoli centrali del saggio diretto da P. Borgeaud. Si affiancano una parte introduttiva, in cui sono discusse rappresentazioni e riflessioni sul potere delle donne presso gli autori antichi e presso gli studiosi tedeschi del XIX s., e una parte conclusiva, in cui vengono esaminati più da vicino alcuni aspetti della teoria di Bachofen (tra l'altro: Dioniso, Apollo, l'Egitto).

Questo libro ha il pregio di presentare in una stessa opera e con grande competenza la documentazione autografa dello studioso basilese e l'analisi scientifica degli elementi presenti nelle letterature antiche, che sono all'origine della creazione del «mito del matriarcato».      Francesca Prescendi

**Matthias Baltes: Dianoemata. Kleine Schriften zu Platon und zum Platonismus.** Hg. v. Annette Hüffmeier, Marie-Luise Lakmann und Matthias Vorwerk. BzA 123. Teubner, Stuttgart/Leipzig 1999. XV, 417 S.

Der Band versammelt vollständig alle bereits publizierten Arbeiten des verdienten Platoforschers zu Plato und seiner Reinterpretation in der Antike. Die chronologische Anordnung der Beiträge erlaubt es dem Leser, M. Baltes' Weg vom Kenner der antiken Reinterpretation des *Timaios* (Nr. 1: «Numenios von Apamea und der Platonische Timaios», 1975) bis zum Interpreten Platos selber (Nr. 14: «Γέγονεν [Tim 28 b7]. Ist die Welt real entstanden oder nicht?», 1996; Nr. 16: «Is the Idea of the Good in Plato's Republic Beyond Being?», 1997) zu verfolgen.

Die Aufsatzsammlung muss als eine ausgezeichnete Einführung in Plato und den Platonismus gelten. Die Artikel «Idee» (Nr. 13) und die schon genannten Artikel Nr. 14 und 16 behandeln Schwerpunkte der platonischen Philosophie, die Aufsätze «Academia» (Nr. 8) und «Plato's School» (Nr. 12) ihre Institutionalisierung. Die Arbeit über «Was ist antiker Platonismus» (Nr. 11) führt in die Reinterpretation Platos in der Antike ein. Die übrigen Beiträge sind einzelnen Akademikern, Mittel- und Neuplatonikern bzw. ihren Lehren gewidmet (Nr. 4: «Attikos», Nr. 5: «Ammonios Sakkas», Nr. 15:

«Muss die Landkarte des Mittelplatonismus neu gezeichnet werden?» bzw. Nr. 10: Theologie des Xenokrates; Nr. 6: die Seelenlehre der Mittel- und Neuplatoniker).

Hervorzuheben ist die Arbeit über die «Idee des Guten» (Nr. 16, 1997). M. Baltes korrigiert hier überzeugend die von ihm noch in dem Artikel «Idee» (Nr. 13, 1994, S. 276) vertretene Ansicht, dass die Idee des Guten das Sein übersteige. Mit seiner Unterscheidung von Essenz (*οὐσία*) und Sein (*ὄν*) und der Lokalisierung der Idee des Guten im Sein beantwortet er nicht nur differenziert die Frage nach der Seinsstellung des Guten, sondern trägt damit dazu bei, dass man fürderhin Plato von Plotin klarer abzugrenzen imstande sein wird.

Ada Neschke

**Karl Christ: Hellas. Griechische Geschichte und deutsche Geschichtswissenschaft.** Beck, München 1999. VIII, 534 S.

Karl Christ, Archeget und Nestor der Erforschung der Geschichte der deutschen Altertumswissenschaft in den letzten beiden Jahrhunderten, legt einen weiteren seiner weit gespannten Überblicke vor. Knappe Skizzen gelten dem Bild des Griechischen von Winckelmann bis Niese (7–67); Jacob Burckhardt erhält ein eigenes Kapitel (69–80); Beloch, Meyer, von Pöhlmann werden unter «Neue Perspektiven» gewürdigt (81–159); das 20. Jh. zerfällt in «Tradition und Innovation» (vor 1933: 151–241), «Nationalsozialistische Epoche» (243–298), «Nachkriegsära» (1945–1970: 299–379) und «Letztes Dritt» (381–417). Dabei gilt das Interesse von Chr. nicht so sehr der Entwicklung thematischer Schwerpunkte (wie etwa der athenischen Demokratie), als vielmehr den einzelnen Forscherpersönlichkeiten, die im 20. Jh. freilich – entsprechend der zeitlichen Einteilung – in bis zu drei verschiedenen Kapiteln auftauchen können (so Berve und sein Antipode Ehrenberg). Regestenartige Zwischenstücke zu allgemeinen Forschungstendenzen wirken dabei etwas vereinsamt. Es handelt sich also um viele kleine und grosse Porträts, in denen sich auch – sehr diskret (481 Anm. 64) – der Zeitzeuge Chr. manifestiert, der viele der dargestellten Gelehrten aus persönlicher Kenntnis zu charakterisieren weiß. Das letzte Kapitel wird vor allem all diejenigen freuen, die sich solchermassen schon zu Lebzeiten vor den Thron der Klio zitiert sehen.

J. v. Ungern-Sternberg

**R. Merkelbach: Philologica.** Ausgewählte Kleine Schriften. Teubner, Stuttgart/Leipzig 1997. XII, 632 S.

Zwar wird das wissenschaftliche Genus der Kleinen Schriften angesichts der leeren Kassen, denen sich die Seminar- und Universitätsbibliotheken ausgesetzt sehen, immer häufiger in seinem Sinn kritisch hinterfragt. In der Regel jedoch bieten nur die Kleinen Schriften die Möglichkeit, das Lebenswerk eines Gelehrten zu überblicken und adäquat zu würdigen, insbesondere wenn die einzelnen Arbeiten in zahlreichen und teilweise nicht in jeder Bibliothek präsenten Publikationsorganen erschienen sind. Besonders gilt dies für das Œuvre von Reinhold Merkelbach, der durch seine philologischen, religionswissenschaftlichen, papyrologischen und epigraphischen Studien in entscheidendem Masse die Klassische Philologie in der zweiten Hälfte des 20. Jhs. prägte. Der vorliegende Band vereint 132 philologische Arbeiten; religionswissenschaftliche Aufsätze wurden bereits 1996 unter dem Titel *Hestia und Erigone* publiziert. Die Rubriken, in die die vorliegende Sammlung unterteilt ist, verdeutlichen die Spannbreite von Merkelbachs Interessen: Griechische Literatur (1ff., darunter die wichtigen Arbeiten zur peisistratidischen Redaktion der homerischen Gedichte [1ff.], zum Anlass von Pindars zehnter *Nemee* [44ff.] und zum *Theseus* des Bakhylyides [52ff.], mit denen Merkelbach die Pindar- und Bakhylyides-Forschung entscheidend prägte), Griechischer Roman und Vorstufen (95ff.), Kleinasiens und Ägypten (143ff.), Inschriften und Papyrusurkunden (261ff.), Wörter und Wortbildung (299ff.), Neues Testament und christliche Autoren (321ff.), Mani (401ff.), Personalia (441ff.), Epigramme (457ff.), Agonistica (483ff.), Konjekturen (507ff.), Latina (535ff.). Der Band wird durch das beeindruckende Schriftenverzeichnis und ein Verzeichnis der Erstpublikationen abgeschlossen. Den Herausgebern ist besonders für die Register zu danken, die den Band hervorragend erschliessen.

Bernhard Zimmermann

**Volker Riedel:** **Literarische Antikerezeption.** Aufsätze und Vorträge. Jenaer Studien 2. Bussert & Partner, Jena 1996. 444 S.

Der als umsichtiger Erforscher der Rezeption des Altertums und ihrer Voraussetzungen in Ost und West ausgewiesene Verf. präsentiert hier eine Auswahl von 22, teilweise überarbeiteten Vorträgen und Aufsätzen, die zwischen 1973 und 1994 entstanden waren. Er geht aus «von der Erkenntnis» – die in diesem Fall einen besonderen Sinn gewinnt –, «dass zum einen die Kultur sowohl der vergangenen Jahrhunderte wie der Gegenwart ohne ihre antiken Wurzeln nicht voll erfasst werden kann, zum andern aber das antike Erbe für uns nur dann lebendig ist, wenn wir es in der Verbindung mit der neuen Kultur sehen». Teil I (S. 9–79) enthält fünf übergreifende Arbeiten zur Nachwirkung der Antike in mehreren Literaturen und Epochen. Vorweg expliziert er die methodischen Grundlagen seiner «Forschungen zum Nachleben der Antike als interdisziplinäre Aufgabe», in seine zentralen Interessengebiete führt der kurz vor der Wende im Osten, kurz danach im Westen gehaltene Vortrag «Aristoteles, Lessing, Goethe und Fragen der modernen Wirkungsaesthetik». Teil II (S. 83–179): Das Schwergewicht der acht Studien zur deutschen Literatur des 18. und frühen 19. Jh. liegt auf Lessing, mit beispielhaft gewählten Problemstellungen, so etwa «Literaturkritik und klassische Philologie bei Lessing», «Der Tod fürs Vaterland. Lessings ‘Philotas’ und seine Tragödienfragmente» mit «Gleims Versifizierung des Lessingschen ‘Philotas’»; dazu Ausblicke auf Winckelmann, «Voss als Epigrammatischer» und «Fragen an Friedrich Schlegels ‘Idylle über den Müssiggang’». Teil III (S. 183–310): Von besonderem Interesse sind die neun Beiträge zur Rezeption der Antike in der DDR, darunter: «Authentizität und Adaptation. Formen des Umgangs mit antikem Erbe in Drama und Theater», «Vom Festspiel zum Ideendrama. Peter Hacks’ Bearbeitung der Goetheschen ‘Pandora’», «Zwischen Ideologie und Kunst. Bertolt Brecht, Heiner Müller und Fragen der modernen Horaz-Forschung». Aufgrund seiner persönlichen Vertrautheit mit den Dichtern und Künstlern, ihren Produktionen und den Umständen ihrer Entstehung bietet der Verf. eine lebendige, mit subtiler Kritik moderierte Vorstellung davon, worüber in gedrängter Übersicht Jürgen Dummer zu den klassischen Altertumswissenschaften, Bernd Seidensticker zu Literatur, Musik und bildender Kunst in der DDR informieren (*Der Neue Pauly* 13, 1999, 681–699). Die Fülle präziser Nachweise (speziell auch in den Anmerkungen, S. 313–408) ist erschlossen durch Personen-, Werk- und Sachregister (S. 409–444). Thomas Gelzer

**Ovid. Werk und Wirkung.** Festgabe für Michael von Albrecht zum 65. Geburtstag. Teil I und II. Hg. von Werner Schubert. Studien zur klassischen Philologie 100. Peter Lang, Frankfurt a.M. 1999. XI, 1220 S., 1 Abb.

Der Heidelberger Latinist Michael von Albrecht ist besonders durch seine zahlreichen und wichtigen Beiträge zum Werk Ovids international bekannt geworden. Nichts lag für seine Schüler und Freunde deshalb näher, als die Festschrift zu seinem 65. Geburtstag und zu seiner gleichzeitigen Emeritierung unter dieses Thema zu stellen. Unter der editorischen Betreuung von Werner Schubert ist ein *opus maximum* (1220 Seiten) entstanden, das in 80 Beiträgen sowohl Ovid als auch den vielfältigen Beiträgen des Jubilars zu diesem Autor die gebührende Ehre erweist. Anna Elissa Radke eröffnet die Festgabe mit einem in asklepiadeischen Strophen komponierten lateinischen Genethliacon auf den Jubilar. Die übrigen in deutsch, englisch, französisch, italienisch und spanisch verfassten Beiträge hat der Herausgeber thematisch gruppiert. Unter dem Titel «Allgemeines» befassen sich die ersten vier Aufsätze mit Ovids Stellung innerhalb der lateinischen Dichtung seiner Zeit und deren Umfeld. Es folgen Beiträge zu den *Amores* (7), den *Heroides* (2), zur *Ars Amatoria* (4), zu den *Metamorphosen* (19; sie beschliessen gleichzeitig den ersten Band), zu den *Fasten* (7), zur Exildichtung (9) und zur Wirkung auf die Nachwelt (27). Diese letzte Gruppe von Studien berücksichtigen neben der Rezeption Ovids in den lateinischen und volkssprachlichen Literaturen Europas auch die Wirkung des Dichters auf die bildende Kunst und die Musik (5 Beiträge). Der hier vorgegebene Rahmen erlaubt keine eingehende Würdigung der einzelnen in ihrem Ansatz, ihrem Umfang und ihrer Ausrichtung unterschiedlichen Aufsätze. Zusammenfassend kann man jedoch sagen, dass die beiden Bände einen gelungenen und aufschlussreichen Einblick in die aktuelle Forschung zu Ovid und den ihr vom Jubilar verliehenen Impulsen geben.

Christian R. Raschle

**Mélanges Olivier Masson.** Cahiers du Centre d'études chypriotes 27 (1997). Paris 1998. VII, 173 S., 41 Taf.

Noch vor dem Erscheinen des grossen Gedenkbandes *Philokupros. Mélanges de philologie et d'antiquités grecques et proche-orientales en mémoire d'Olivier Masson* (éd. Laurent Dubois et Emilia Masson) ist Olivier Masson († 23. Febr. 1997) unter dem angezeigten Titel ein schmäler, aber sehr gehaltvoller Band in den Cahiers, die der Geehrte als Präsident des CEC mit grossem Einsatz geleitet hatte, gewidmet worden. Der Band enthält neben vier unpublizierten Beiträgen des Verstorbenen eine Bibliographie seiner das antike Zypern betreffenden Arbeiten, und wie diese decken die nachfolgenden Beiträge der 19 anderen mitwirkenden Wissenschaftler ein weites Feld in der Erforschung der Insel ab: Neben Arbeiten zum Dialekt, der Onomastik und Prosopographie (Zenon von Kition), einzelnen syllabischen Inschriften und dem Namen der Grossen Göttin stehen solche zu Münzen und Gefässen, zur Geschichte der Entdeckung der Altertümer auf der Insel und den nachfolgenden Ausgrabungen (besonders vergnüglich zu lesen hierzu der Artikel F. G. Maiers) sowie zu phönizischen Monumenten und Dokumenten.

Rudolf Wachter

**Hubertus Kudla: Lexikon der lateinischen Zitate.** 3500 Originale mit Übersetzungen und Belegstellen. Beck'sche Reihe 1324. Beck, München 1999. 603 S.

Mit seinen 3500 Zitaten gehört das neue Nachschlagewerk zu den ausführlichsten seiner Gattung. Zum Vergleich: Die neueste Auflage des «Büchmann» enthält etwa 4000, Karl Bayers *Nota bene* 2700 Zitate. Dazu kommt, dass Kudla in vielen Fällen, wo sich andere Werke mit blossen Übersetzungen begnügen, mit einer Stellenangabe aufwartet. So zitiert er unter 'Ad fontes' eine bezeichnende Stelle aus der *Praefatio in Novum Testamentum* des Erasmus von Rotterdam. Zu 'Qualis rex, talis grex' verweist er nicht nur, wie schon Otto (unter *dominus* Nr. 571), auf Petron (*Sat. 58,4 qualis dominus, talis et servus*) und Hieronymus (*Epist. 7,5 talisque sit rector quale illi qui reguntur*), sondern auch auf eine ausführliche Paraphrase im *Panegyricus* des Plinius (45).

Anderseits sind die erklärenden Bemerkungen, welche Zitat, Übersetzung und Stellenangabe ergänzen, in der Regel zwar zutreffend, aber knapp gehalten. So verzichtet Kudla z.B. bei 'nomen e(s)t omen' darauf, die ursprüngliche Fassung 'nomen atque omen' mitzuteilen, und er schweigt sich auch – wie übrigens viele einschlägige Werke – über den Namen Lucris aus, der das *omen* enthält. Auch im Falle von 'multum, non multa' ist mit den Stichworten «Qualität, nicht Quantität» dem vollen Verständnis des Zitats wohl kaum Genüge getan. Im grossen und ganzen aber versteht es der Verf., Lehrer für Latein und Deutsch an einem Münchner Gymnasium, sehr gut, das Notwendige kurz und bündig zu formulieren. Geordnet sind die Zitate übrigens nach deutschen Begriffen wie «Arbeit», «Glück», «Name», «Quelle», «viel» und erleichtern so natürlich den Zugang zu anklingenden und verwandten Worten. Ein nach den Zitat anfängen gegliedertes ausführliches Register ermöglicht anderseits das bequeme Nachschlagen nach dem originalen Wortlaut. Kurz: ein neues Nachschlagewerk, das rasch und zuverlässig informiert und den Benutzer kaum je im Stiche lässt.

Theodor Knecht